

13 Jg.

Nr. 2



Eisab-land
Lothringer
Heimat



1 2 3 4

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Inhalt des Februarheftes :

TEXT : J. E., Akademische Fastnacht — Die Zechbrüder im Elsass, Ausschnitt aus der Scherzrede des Jost Galtz (1489) / J. B. Chatrian, Les chibés / G. H. Behr, Der gefangene Wolf / Dr. L. Pflieger, Die Volkshelige St. Agatha / L. Gerber, Der Englische Berg bei Wimmenau / A. Beyler, Bei der Lache / Die ersten Steinkohlen im Elsass / O. Traendle, Eine Fahrt in die verschneiten Berge / A. Pellon, Der Tag / Dr. J. Lefftz, Das elsässische Kesslerkönigtum / Viktor Wendel, Auf eine Pappel / Das Teufelsschloss, eine lothringer Sage / G. Dub, Der Nebel / Joseph Wimmer, Das Klösterle bei Laubenheim (I.) / Fr. Lutzing, Die einsame Ferme, Vogesenouvelle (Schluss) / Ausschau : Büchertisch — Wanderungen.

BILDER : Kunstbeilage : Originalholzschnitt von Henri Bacher, Achen (Lothringen) / Das «Liechttschiff», Strassburger Holzschnitt vom Jahre 1489 / Agathazettel aus dem 15. Jahrhundert / Henri Bacher, Landskron (Zeichnung) / Vogesenwinter (Vollbild) / Photo E. Haller, Ottrotter Schlösser / Alt-Breisach (1836) / Hilsprich in Lothringen, Zeichnung von Henri Bacher / Photos Wimmer, Das Klösterle bei Laubenheim (Altes Portal, Wappen und Inschrift) / Photo J. A. Roth, Mollkirch / A. Dubois, Beim Pflügen — A. Dubois, Strasse in Romansweiler.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Savonnerie Alsacienne

RÉQUISHEIM (Haut-Rhin)

INSTALLATION MODERNE

Fabrication de Savons de toutes sortes

Poudre à Savon „ALSATIA“ pour la lessive

SAVON MOU DE PREMIÈRE QUALITE

MODERNSTE FABRIKEINRICHTUNG

Herstellung von Gebrauchsseifen aller Art

für Haushalt und Industrie

Seifenpulver „Alsatia“ - Schmierseife I. Qualität

Tél: 882

A. GUEIROARD

Étude,

Crée,

Réalise



Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

Ausführliche Programme ALLER Sender,
viele Bilder, Erzählungen, Romane, Rätsel,
und Humor enthält auf 76 Seiten jedes Heft

DER GROSSEN FUNKILLUSTRIERTEN

*Der Deutsche Rundfunk
Sind Post*

Jeder Rundfunkhörer verlange sofort unentgeltlich die neueste Nummer zur Probe vom Verlag, Berlin N 240. Monatsabonnement durch die Post nur 85 Pfennig! Einzelheft 25 Pfennig!





Elsass-Land Lothringer Heimat

13. Jahrg.

FEBRUAR 1933

2. Heft

Akademische Fastnacht

Die Geschichte von feuchtfröhlichen Kneipbrüdern im Elsass, einer akademischen Scherzrede vom Jahre 1489 entnommen

Gegen Ende des Schuljahres fand an den mittelalterlichen Universitäten nach den regelmässigen Wochendisputationen der Studenten eine grosse Musterdisputation der Magister statt, die «disputatio quotlibetaria» genannt und unter dem Vorsitz des aus der Zahl der Magister gewählten «disputator quotlibertarius» etwa vierzehn Tage hindurch abgehalten wurde. Die Professoren aller Fakultäten und die Studenten versammelten sich zu dieser Festsitzung in grosser Zahl. Nicht alle aber wohnten Tag für Tag dem Verlauf der schulgerechten Redekämpfe bei. Das trockene und ewige Einerlei dieser mit scholastischer Gelehrsamkeit prunkenden Musterreden und Wortgefechte ermüdete die Zuhörer sehr, sodass sich ihre Reihen bald lichteteten. Nur wenn in der grossen Schlussitzung das eintönige, gelehrte Disputieren einen übermütig-heiteren Abschluss fand, strömten sie alle wieder herbei. Denn jetzt wehte der frische Luftzug urwüchsigen, fastnachtsfreudigen Lebens durch die ehrwürdigen, staubigen Hallen. Ein Magister hielt in der Schlussitzung im Auftrage des disputator quotlibetarius eine launige, lateinische Scherzrede über ein von Studenten vorgeschlagenes Thema. Derber Volkswitz, übersprudelnder Humor und beissender Spott würzten diese Scherzreden, die quaestiones fabulosae oder quaestiones facetosae hiessen. Nie sonst war den akademischen Bürgern solche Freiheit des ungezügelteren Wortes gestattet. Diese ausgelassenen, tollen Schlussitzungen sind die akademische Fastnacht.

Der Elsässer Jodokus Gallus (Jost Galtz), aus dem weinfrohen Städtchen Rufach gebürtig, hielt im Jahre 1489 an der Heidelberger Hochschule unter dem Vorsitz Jakob Wimpfelings eine berühmte Scherzrede voll köstlichem Humor und heiterster Satire, die in akademischen Kreisen

noch lange von sich reden machte. Sein Schüler und Landsmann, der Bakkalar Nikolaus German aus Rufach, hatte gewünscht, dass sich die quaestio facetosa mit einer ganzen, grossen Gesellschaft heruntergekommener Menschen befasse. Dieser schwierigen Aufgabe entledigte sich der allzeit fröhliche Magister Gallus mit grossem Geschick. Ihm, dem Theologen, lag die Abstellung der Schäden und Uebel im öffentlichen Leben und besonders in der alten Kirche sehr am Herzen. Drum sagte er nicht nur den Studenten, sondern allen Ständen und besonders den Geistlichen mit lachendem Munde und blinzelnem Auge recht bittere Wahrheiten. Durch die satirische Vorführung drastischer Beispiele nichtswürdiger Existenzen wollte er seine Zuhörer vor dergleichen Verfehlungen warnen und abschrecken. Pädagogische Absichten verfolgte auch sein Lehrer Wimpfeling, der noch im gleichen Jahre diese Scherzrede unter dem Titel «Monopolium et societas vulgò des Lichtschiffs» in dem «Directorium statuum» bei Attendorn in Strassburg drucken liess.

Gallus hielt seine Rede in dem Festsaal von einem erhöht aufgestellten, kleinen Schiffe aus, das er mit einigen fidelen Kumpanen bestieg. Die Aufschrift «Leichtschiff» am Kiel des Schiffes besagte, dass das Fahrzeug leichtsinnige und liederliche Gesellen zur Fahrt ins Verderben und Unheil aufnehmen wolle. Der Titelholzschnitt des Attendorn'schen Druckes zeigt das Leichtschiff, das, mit Passagieren beladen, in der Luft segelt. Auf herabhängenden Bändern stehen die Worte, die zwei Insassen herabrufen, während unten ein Mann mit einem Zettel in der Hand auf das Schiff zueilt und in der Ferne ein Weinfass auf einem Wagen von zwei Pferden gezogen wird. Die der Scherzrede zugrunde liegende volkstümliche Idee



hängt offenbar mit einem alten Fastnachtsbrauch zusammen. Alljährlich wurden ja Fastnachtsbutze als Dämonenhüllen und symbolische Figuren des Uebels und der Sünden vom Volke, das damit alles Unheil aus dem Lande treiben wollte, in den Fastnachtsfeuern verbrannt oder in der Erde begraben oder den Fluten des Rheines zum Fortschwemmen übergeben.

Dieses Forttreiben von Narrenbutzen ins weite Meer ist als Motiv literarischen Narrenaustreibens von Sebastian Brant verwendet worden in dem weltberühmten «Narrenschiff», das fünf Jahre nach dem «Leichtschiff» des Jodokus Gallus erschien und jedenfalls nach diesem Vorbilde zur Fahrt ins Verderben ausgerüstet und befrachtet worden ist. Andererseits wurde das Schiffmotiv auch allegorisch zur Fahrt zum himmlischen Heil verwendet. So liess die Strassburger geistliche Bruderschaft St. Ursula 1497 in Strassburg ein Propagandabüchlein «Von S.

Vrsulen Schifflin» drucken, auch Geiler von Kayersberg griff zu ähnlichen Allegorien und predigte vom Schiffe der Busse, Pönitentz und Gnade. Gallus geht in seiner Scherzrede von der alten volkstümlichen Idee aus, er erklärt zunächst, für wen das Leichtschiff eigentlich bestimmt ist und führt die Zunft der durch eigene Schuld heruntergekommenen Existenzen vor, bespricht ihre Privilegien und erzählt dann die Geschichte von den Zechbrüdern im Elsass, um zum Schluss festzustellen, dass verkrachte Studenten den grössten Teil der Leichtschiffbesatzung stellen. Nachstehend folgt als Ausschnitt aus der Rede nun die Geschichte von den feuchtfrohlichen Kneipbrüdern im Elsass, die uns an Hans Sachsens Gedicht «Der vollen Säw gefehrliche Schiffart» (1565) und an den Schwank «Schiffart der wüsten vollen Sew» (1567) erinnert; wir geben sie in der deutschen Uebersetzung von Martin Matz wieder.

J. L.

Die Zechbrüder im Elsass

Als unser Schiffsleiter ins Elsass kam und glaubte, wegen des Reichtums und Wohlstandes des Landes dürfte er dort niemand zum Einsteigen einladen, sondern müsse rasch das Land wieder verlassen, da fuhr jener elsässische Weinbauer, der früher jedes Jahr sehr viel feine Weine nach Schwaben, Bayern, Frankreich und ins Flämische verkaufte, gerade mit einem einzigen Fässchen über Feld. Als ihn einige von den Unserigen, die Landsleute von ihm waren, bemerkten, hofften sie, ihn bei seinen jetzigen Verhältnissen leicht ins Schiff zu bekommen, und riefen ihm gleich mit lauter Stimme zu: «Heda, heda, hierher, zum Leichtschiff her!» Der Winzer entgegnete: «Holla, holla, berühmte Genossen, wartet, wartet!» Als sie nun den Mann herankommen und auf unser Schiff zueilten sahen, ersuchten, baten und beschworen sie einmütig den Steuermann, er solle ein bisschen anhalten und den guten Winzer hereinlassen. Da aber der Schiffsherr die schwere Last des Mannes sah, wies er ihn mit seiner Bürde ab, entweder um unsern Satzungen nicht zuwider zu handeln oder um das Schiff vor Gefahr zu bewahren.

Ueber die Abweisung war der gute Winzer betrübt, weil er sich so sehr abgemüht hatte, aufs Schiff zu kommen, und sprach bei sich: Ich hätte nicht gedacht, dass man mich wegen der kleinen Last nicht in diese Gesellschaft aufnehmen könne. Kurz und gut, die Kunde hievon kam allen Schiffsbewohnern zu Ohren; auch der getaufte Jude Stephan, der mit der Zubereitung beschäftigt war, erfuhr davon. Er murrte, ist unwillig darüber und schimpft, dass man den Winzer, der ja fast gar nichts Schweres bei sich habe, nicht aufgenommen habe, und eilt leichtfüssig sofort

in den Schiffskeller, wo der Bakkalar Jodokus und zwei andere unersättliche Trinker Malterwein und Giessiebchen beisammen sassen. Sie hatten sich im Schiffskeller versteckt, nicht weil ihr Vermögen oder ihre Ehre im Abnehmen war, — denn sie waren niemals in guten Verhältnissen und werden auch nie in bessere kommen — sondern bloss weil die Zeiten so schlecht waren. Ihnen erzählt Stephan den Hergang der Sache. Sie beschwören ihn, er solle mit seiner starken Stimme den Winzer zurückrufen, er habe ja eine so helle, klangvolle und donnernde Stimme wie keiner von ihnen, und sie erbieten sich, etwaigen Aerger und allenfallsige Strafe auf sich zu nehmen. Stephan war bereit, dem Wunsche seiner Genossen zu willfahren, er streckte, wie es so seine Art war, Kopf und Hand in die Höhe und rief mit lauter Stimme: «Komm, lieber Kamerad, komm, lieber Kamerad!» Der Winzer erkannte von weitem Stephan, der schrie und immer wieder von neuem rief: «Komm, lieber Kamerad, komm, lieber Kamerad!» Da es sein lebhafter Wunsch war, das Mahl mit ihnen zu essen und den Wein mit ihnen zu trinken, so wendete er sogleich sein Wägelchen um, eilte und rannte sich keuchend ab. Und damit er rasch ins Schiff komme, siehe, da kommen ihm jene Vier bis an den Schiffstrand entgegen, legen, um den Wein abzuladen, sogleich mit Leiterbaum, Leiter und Seil Hand an, schaffen den Wein herein, sprechen den Johannisseggen darüber und begrüssen freundlich den Winzer.

Als aber die andern beschrien und sich über die starke, unerträgliche Belastung des Schiffes beklagten, da versicherten jene vier Gesellen unter Eidschwur, keinen Schaden zu verursachen, sondern das Schiff und alle Insassen schadlos zu hal-

ten und für die bisherige leichte Belastung Sorge zu tragen. Als sie dies eidlich bekräftigt hatten, machten sie sich immer zwei und zwei mit Gefässen an das Fass, und sogleich zog Jodokus, der Bakkalar, ein Trinkgefäss, das er stets unter seinem Rocke trug, hervor, Stephan nahm einen Humpen, Malterwein einen Hafen von drei Mass und Giesssiebchen einen viereimerigen Krug. Dann füllten sie einträchtig ihre Gefässe, küssten sie und machten sich redlich ans Trinken. Zuerst hatte Malterwein seinen Teil vertilgt. Nun mahnte er unsern Bakkalar Jodokus, der beim Trinken pflegmatisch mit der Hand über die Kehle streichelte, zum Austrinken und sagte: «Nur ganz aus, ganz aus, mein lieber Bruder, ganz aus!» Lächelnd erwiderte ihm der Bakkalar: «Gewiss, Malterwein». Und Giesssiebchen versicherte: «Das wär so ein Weinchen für mich; das wär ein Weinchen für mich.» Und indem sie so ohne Unterlass die begonnene, angenehme Arbeit fortsetzten, lösten sie in kurzer Frist ihr eidlich verpfändetes Wort ein.

Die Kunde, dass die erwähnten vier Genossen so gebechert hätten, drang auch in die Trinkstube der Schreiber in Strassburg. Die Herren

der Trinkstube meinten, jene hätten in törichter Weise eine Last auf sich genommen, mit der sie unmöglich fertig werden könnten, und beschloßen, einen geeigneten Mann aus ihrer Mitte, wenn ein solcher da wäre, jenen Vier zu Hilfe zu schicken. Da erhob sich voll Freude einer namens Jakob und erklärte, er könne in kurzer Zeit einen halben Wagen voll allein austrinken. Nach allgemeinem Beschluss wurde dieser abgesandt, so rasch als möglich auf das Schiff zu gehen. Aber, ach, als er dort nur noch ein bisschen oder gar keinen Wein mehr fand, sagte er: «Ach, was soll ich hier schaffen? Ich hoffte, mich einmal satt trinken zu können.» Als die Genossen vernahmen, dass er so argen Durst habe, brachten sie ihm einen Krug mit drei Mass Wein, den sie für den Schiffsleiter hatten aufheben wollen. Den leerte jener auf einen einzigen Zug, ohne Atem zu holen, aber mit Tränen in den Augen. Dann sagte er brummend: «Ich will nichts zu tun haben mit einer solchen Gesellschaft, bei der es nicht einmal so viel Wein gibt, dass man den Zahn anfeuchten kann.» Und damit ging er ohne Gruss von dannen.»



Das „Liechtschiff“
des Jodokus Gallus

Holzschritt aus dem
Strassburger Originaldruck
1489

Les Chibés

C'est la veille du carnaval que se célébrait, là-bas, à Abreschwiller, dans ce joli coin sauvage de l'ancien comté de Dabo, l'antique et curieuse réjouissance des «chibés». Elle m'est toujours restée devant les yeux avec ses coutumes si originales, et c'est un de mes plus anciens et de mes plus chers souvenirs d'enfance que je vais vous conter.

Le samedi donc avant le carnaval, tout le village attend avec impatience la tombée de la nuit. «Nous allons apprendre du nouveau», se disent les bonnes femmes, sur le seuil de leurs maisons, avec de petits clignements d'yeux entendus. . . . «Nous verrons bien si ce qu'on raconte sur un tel ou une telle est vrai. . . .»

Les «chibés», il faut vous le dire avant d'aller plus loin, est ce qu'on pourrait appeler la fête des mauvaises langues. C'est alors qu'on apprend les fiançailles et les promesses de mariage, restées jusque-là à l'état de secrets, du moins dans un instant.

Alors, dès que la nuit est tombée et que les grands sapins de la côte, tout recouverts de neige, découpent sur l'horizon leurs silhouettes fantastiques, on s'en va par petits groupes, à travers les chènevières, jusqu'à la roche des «chibés».

On se cache dans les broussailles, car le froid est très vif et de grands coups de vent sifflent dans les arbres avec des bruits sinistres, tandis que tout le monde attend avec impatience.

Sur la roche qui s'avance toute noire, au milieu des sapins, un petit feu de ronces et de bruyères brille dans la nuit et des ombres vont et viennent, comme les lutins des légendes et des contes d'autrefois.

Puis, sur le coup de neuf heures à la vieille horloge de l'église, vous voyez tout à coup sur la roche comme une grande roue de feu, de six à huit pouces, qui s'agite au bout d'une perche, qui tourne et qui file tout à coup comme une étoile

qui traverserait l'espace, avec une grande courbe vertigineuse.

Et au même instant, la voix traînante du «hardier» (car c'est presque toujours lui qui préside à ces importantes fonctions) se fait entendre au-dessus des grands éclats du vent furieux: «Chibé! Chibé! Va à gauche, va à droite, élève-toi tout droit en l'air . . .», tandis que des pétards et des coups de pistolet se succèdent sur la roche et que la clarinette de Pfiffer Karl, le célèbre ménétrier de nos montagnes, nasille quelque air naïf de sa composition.

Alors la voix du hardier s'élève de nouveau, plus forte et plus pénétrante et il annonce le prochain mariage d'un tel avec une telle. . . «Non, non, ce n'est pas vrai», crient les parties en cause, du fond des broussailles.

Aussitôt des éclats de rire portent de tous les coins, au bas de la colline. . . Puis un nouveau chibé s'envole avec un crépitement de fusée et cela continue ainsi, bien avant dans la nuit, jusqu'à la proclamation du mariage du «diable avec sa grand'mère», qui clôture dignement cette fête étrange.

Chacun après cela se hâte de s'en aller dormir, tandis que les garçons parcourent le village avec des tisons enflammés à la main; que les derniers coups de pistolet ébranlent les échos lointains de la montagne et que la clarinette du vieux Pfiffer Karl, mise en verve par tout ce bruit, égrène l'une après l'autre, les interminables valse de son inépuisable répertoire.

Et voilà, ce que je me représentais l'autre soir, au coin de mon feu, avec un retour mélancolique sur toutes ces choses de notre enfance, qui s'enfoncent bien loin dans la nuit de nos souvenirs, dans cette nuit lumineuse comme celle des «chibés», qui sera toujours la meilleur et la seule partie vraiment heureuse de notre vie. . .

J. B. Chatrian

Der gefangene Wolf

Im Hornung 1728 wurde zu Lingelsheim, eine Stunde von Strassburg, eine solche Bestie auf eine recht lustige Art getödtet. Es schliche sich nemlich dieselbe in einen verzaunten Garten, um Raub darinnen zu suchen. In solchen kam von ungefehr der Baur samt desselben Knechten, welche die Oeffnung, durch welche der Wolff hineingekrochen, in aller Eyl vermachten und darauf auf den Wolff tapfer loss giengen. Dieser vergebens durchzukommen suchend, wurde gantz zahm und schüchtern; und nachdem er endlich von den Bauren erhascht und in eine Ecke getrieben worden, setzte er sich auf seine zwey hinterste Füsse als ein Hund, so da dienet, zuthun pflaget, die beyde vorderste Pfoten aber streckte er gegen seine Aufsucher dar und bate dieselbe gleichsam, Mitleyden

mit ihm zu haben und ihme das Leben zu schenken, welches bey einer Viertel-Stunde dauerte, machte auch seine tapferer Ritter so weich-hertzig, dass ihn dieselbe schier wiederum ledig gelassen hätten. Doch erbarmte sich endlich einer dieser Häscher über ihn und schmiss demselben mit einem starcken Prügel eines auf den Kopf, dass er unterst zu oberst purtzelte. Da er dann endlich von den übrigen hertzhafte Helden völlig ist erleget worden. Dieser kam hernacher in den hiesigen schönen Anatomie-Saal, wurde ausgebeinelt und sein Gerippe aufgestellt, allwo es anoch zu sehen.

Aus Doktor G. H. Behrs «Zwey Bücher von der Materia Medica.» Strassburg 1748, 255.

Die Volksheilige St. Agatha

Ein Kapitel aus der religiösen Volkskunde des Elsass. Von Dr. L. Pflieger

St. Agatha ist nicht nur eine der berühmtesten Heiligen der altchristlichen Zeit, sondern sie ist im Laufe der Jahrhunderte zu einer von den Katholiken ausserordentlich verehrten Volksheiligen, zu einer Helferin in leiblicher und geistlicher Not geworden. Besonders auch im Elsass. Vor wenigen Jahren erst hat darum ein elsässischer Forscher (M. Moeder in der *Revue d'Alsace* 1925, 292) bedauert, dass noch keine Studie über den Agathakult im Elsass existiert. Wir wollen versuchen, diese Lücke in unserer religiösen Volkskunde auszufüllen.

Die Legende der Heiligen berichtet, dass Agatha, die Tochter einer reichen und vornehmen Familie in der sizilianischen Stadt Catania von dem heidnischen Stadtpräfekten Quintian mit Liebesanträgen verfolgt wurde; weil sie diese zurückwies, übergab er sie liederlichen Frauen zur Verführung. Aber Agatha bewahrte den Glauben und die Unschuld; der Präfekt liess sie daher in den Kerker werfen, wo man ihr in grausamer Weise die Brüste abschnitt. Als sie durch eine wunderbare Erscheinung des heiligen Petrus geheilt wurde, liess der Tyrann sie auf glühenden Kohlen wälzen. So starb sie eines glorreichen Märtyrertodes. Bald nach ihrem Hingang wählten die Stadt Catania und andere Städte Siziliens sie als Schutzheilige, die man gegen die gefährlichen Ausbrüche des Aetna anrief. Mag auch die Agathalegende nicht in allen Stücken glaubwürdig sein, so kann man doch nicht daran zweifeln, dass das Martyrium Agathas um die Mitte des 5. Jahrhunderts eine geschichtliche Tatsache ist. Versuche, ihre Persönlichkeit mythologisch zu deuten, wie es neustens noch geschehen ist (R. Eisler, *Weltenmantel und Himmelszelt*, München 1910) sind daher nicht ernst zu nehmen. Die Verehrung der Heiligen verbreitete sich seit dem 5. Jahrhundert, wo ihr Kult in Rom bezeugt ist, immer mehr in Italien und überschritt im frühen Mittelalter schon die Alpen. Der zu Beginn des 6. Jahrhunderts als Bischof von Poitiers gestorbene Dichter Venantius Fortunatus preist sie als berühmte Märtyrin. Ihr Name figuriert seit uralter Zeit unter den Heiligen des Messkanons.

Schon sehr früh stossen wir auf Anzeichen ihrer Verehrung im Elsass. Im Jahre 847 erhielt die Kaiserin Irmgard von Papst Leo IV. unter anderen Reliquien auch solche der hl. Agatha für das von ihr gegründete Kloster Erstein; es handelte sich, wie wir einem Reliquienverzeichnis vom Jahre 1557 entnehmen, um ein

Stück «von dem Umhang des Grabes St. Agathen». Späterhin finden wir Agathareliquien in der 1055 geweihten Kirche zu Burghheim (bei Lahr im badischen Teil des Strassburger Bistums); Papst Leo IX. schenkte eine Agathareliquie der Benediktinerabtei Altdorf; eine solche besaßen seit dem 13. Jahrhundert auch das Cisterzienser Kloster Pairis und die Benediktinerabtei Weissenburg. Im Jahre 1205 finden wir Agathareliquien auch in der zur Abtei Murbach gehörigen Katharinenkapelle zu Bühl.

Ihren kirchlichen Kult im Elsass bezeugen uns alle elsässischen Kalendare. Schon in dem alten Murbacher Martyrologium, das vielleicht noch dem 8., sicher aber dem 9. Jahrhundert angehört, finden wir zum 5. Februar die «passio Agathae virginis» verzeichnet. Am Strassburger Münster, dessen Gottesdienstordnung für die ganze Diözese vorbildlich war, ist ihr Name in einem Kalender des 11. Jahrhunderts angegeben. Eine Aufzeichnung des Domkapitels vom Jahre 1260 lässt erkennen, dass der Agathatag auf dem Chore wie ein Sonntag begangen wurde. Wir finden Agatha im 12. Jahrhundert in der Allerheiligenlitanei des Hymnariums der Abtei Pairis und eines Missale des Klosters Murbach. In Pairis sang man ihr zu Ehren einen eigenen Hymnus. Für die Volkstümlichkeit ihres Kultes spricht, dass seit dem 14. Jahrhundert ihr Fest in zahlreichen Ablassurkunden mit Ablässen bedacht ist.

Man weihte ihr Kirchen, Kapellen und Altäre. Vielleicht das älteste Gotteshaus, dem man sie als Patronin gab, war die Kirche von Weitbruch (bei Bischweiler). Es ist ein uraltes fränkisches Dorf; in einer Entfernung von einem Kilometer von der heutigen Ortschaft erhob sich die heute verschwundene Agathakapelle. Sie muss eine Wallfahrt gewesen sein, denn noch aus dem 17. Jahrhundert haben wir Nachrichten, dass lutherische Frauen, wahrscheinlich um Heilung von Brustkrankheit zu erleiden, heimlich nach St. Agatha in Weitbruch wallten. Eine sehr alte Agathakirche war auch die alte, ausserhalb des Dorfes gelegene Kirche von Zellenberg, die in späterer Zeit noch das Patronat des hl. Ulrich dazu erhielt, wahrscheinlich von den Herren von Rappoltstein, die in den Besitz der Pfarrei kamen und so den Patron ihrer Ulrichsburg ehren wollten. Auch die Pfarrei Hüningen hatte Agatha als Patronin; im Jahre 1362 wurde die «Ecclesia S. Agathae» von Hüningen dem Kloster St. Alban in Basel einverleibt. Dass sie eine sehr

alte Pfarrei war, geht daraus hervor, dass die Basler St. Martinskirche eine Filiale von ihr war. Noch heute ist Agatha Patronin von Hünigen, ebenso von den oberelsässischen Pfarreien Gundolsheim, Münchhausen, Niederentzen, im Unterelsass sind ihr die Kirchen von Grassendorf und Schönenburg geweiht. Wir erleben sogar den seltenen Fall, dass Agatha im Jahre 1772 den alt eingesessenen Patron St. Michel in der zur Pfarrkirche erhobenen Kirche von Michelbach verdrängt (jetzt wieder Filialkirche von Oberaspach).

Agathakapellen lassen sich nachweisen im Kloster Oelenberg (1544), in Steinbach bei Sennheim und auf dem Friedhof der Pfarr- und Klosterkirche St. Johann bei Zabern. In dem aus dem 16. Jahrhundert stammenden Seelbuch des Klosters ist vermerkt, dass das Agathafest (5. Februar) als Fest erster Klasse begangen wird. Altäre besass Agatha in Thann (1546 erwähnt), im Chorherrenstift Lautenbach, in der St. Georgskirche zu Schlettstadt, in der Pfarrkirche zu Ensisheim, in der Cisterzienserabtei Lützel. Zu erwähnen ist noch, dass im 18. Jahrhundert in St. Kreuz im Lebertale eine Agathabruderschaft bestand.

Alle diese Nachrichten, die sich zufällig über die kirchliche Verehrung der Heiligen im Elsass erhalten haben, würden nicht entfernt ahnen lassen, in welchem Grade sie eine Heilige des Volkes war. Sie war es, weil sie als wichtigste Beschützerin vor Feuergefahr galt. Wie gross diese Gefahr im Mittelalter und bis in die neuere Zeit war, davon haben wir heute, wo auch das kleinste Dorf seine gut organisierte Feuerwehr hat, kaum noch eine rechte Vorstellung. Man denke ferner, dass auf dem Land, aber auch in den Städten, die meisten Häuser aus leichtem Fachwerk gebaut und meist mit Stroh gedeckt waren. Die alten Chronisten melden mit erschreckender Häufigkeit Brandkatastrophen von gewaltigem Umfang. Weil die Menschen fast machtlos gegen das verheerende Element waren, suchten sie Hilfe bei Gott und seinen Heiligen. Die Agathalegende liess die Heilige als die geeignetste Beschützerin erscheinen. Auf ihre Fürbitte hin floss der vom Aetna heruntergleitende Lavastrom, der Catania zu vernichten drohte, an der Stadt vorbei. Geiler von Kaysersberg hat in dem Predigtzyklus «Die Emeis» dieses Motiv der Legende berührt: «Die Heiden nahmen den Schleier von sant Agatha und liefen gegen den feurenden Berck und behüent die Stat vor dem Feuer.»

Derselbe Geiler, der über den Nutzen der kirchlichen Segnungen und Weihen redet, fügt dann bei: «Man gebraucht sant Agathabrot wider Feuer». Man hat in allerjüngster Zeit (Handbuch des deutschen Aberglaubens I (1927) 210)

noch behauptet, dass Geiler der erste ist, der diese Weihe des Agathabrotos erwähnt. Aber schon vor ihm hat der Hagenauer Schulmeister Konrad Dangkrotzheim in seinem 1455 verfassten, bekannten «Heiligen Namenbuch» auf den Brauch angespielt: «Sante Agatha, die brohte ein simel» (Semmel). Sicher geht der Brauch in frühere Zeit zurück. Nach Geilers ausdrücklichem Zeugnis wird dieses Agathen-Brot gegen Feuergefahr geweiht. Dieses Brot wurde auch dem Vieh gegeben, um es vor Krankheit zu schützen. Namentlich gab man es den Kühen, auf dass sie die Milch nicht verlieren: eine ziemlich gröbliche Anspielung auf die abgeschnittenen Brüste der Heiligen. So übt Agatha als einzige weibliche Heilige auch das Viehpatronat aus. (Vgl. den lehrreichen Aufsatz von Alfred Pflieger, Elsassische Tierheilige und Tierwallfahrten, im Neuen Elssässer Kalender 1935, 117). Man hat diese Brotweihe daraus erklären wollen, dass sie Catania von Hungersnot befreite. Aber sie hatte eine viel seltsamere Ursache. Die Künstler stellten die Heilige meist dar mit einer Schüssel, auf der ihre abgeschnittenen Brüste lagen. Vielfach verstand man später diese Darstellung nicht mehr und hielt die Brüste für kleine Brote. Daher ist Agatha zur Brotheiligen geworden.

Mit den Broten weihte man gleichzeitig die sogenannten Agathazettel, entweder geschriebene oder gedruckte: diese Zettel enthielten ihr Bildnis mit der lateinischen Formel: *Mentem sanctam † spontaneam † honorem Deo † et patriae liberationem*. Diese Worte standen auf ihrem Grabe. Sie sind in der angegebenen Form allgemein verbreitet worden durch das im Jahre 1459 bei Fust in Mainz gedruckte und bis zum Jahre 1500 in 45 Auflagen erschienene liturgische Werk des Wilhelm Durandus «Rationale divinatorum officiorum». Er hat das in der Grabschrift stehende Wort «sponteum» durch «spontaneum» ersetzt. Unter dem Ausdruck «patriae liberationem» hat man an Befreiung von äusseren Feinden gedacht; aber begründeter ist die Auslegung, dass es sich um Schutz vor physischen Gefahren, Flut, Sturm, Feuer handelt. Für die Weihe des Agathabrotos enthielten die Ritualien eigene Formeln. In der Strassburger Diözese finden wir in den ältesten Ritualien die Formel nicht; in der 1670 zu Molsheim gedruckten Agenda des Bischofs Egon von Fürstenberg erscheint die Formel der Brotweihe (*Benedictio panis in festo S. Agathae V. et M. contra ignem*), ebenso noch in den Strassburger Agenden von 1742 u. 1842. Auch im Basler Rituale vom Jahre 1759 ist nur von einer Brotweihe die Rede. Die Weihe der Zettel hing wohl vom Belieben des Pfarrers ab. In Stotzheim weihte man Brot, Zettel und Salz gegen Feuergefahr. Während im Unterelsass die alte Sitte, welche der Fessenheimer

Pfarrer Gregorius Rippel in seinem 1725 zuerst erschienenen, später viel aufgelegten Buch «Alterthumb, Ursprung und Bedeutung aller Zeremonien der hl. katholischen Kirche» sinnig erklärt hatte, im 19. Jahrhundert fast ganz abging (nur für Bilwisheim ist mir die Brotweihe bekannt), ist sie im Oberelsass, namentlich im Sundgau, in manchen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, das z. B. in Fislis, Blotzheim, Michelbach, Niedermagstatt, Friesen geweihte Agathabrot wird von Mensch und Vieh als Präventivmittel gegen Krankheit genossen, dient aber nicht mehr als Schutz gegen Feuersgefahr. Die Agathazettel, die in farbiger Ausführung von den bekannten Bilderbogenfirmen in Epinal und in Weissenburg hergestellt sind, werden an Haus- und Stalltüren angeheftet, sowohl gegen Viehseuchen als Feuersgefahr. In Brunnstatt verteilt der Sigrüst die Agathazettel gegen ein kleines Trinkgeld in den Häusern. Die neueren Agathazettel, wie die beigegegebene Abbildung zeigt, enthalten noch deutsche Verse :

Beschütze, o Gott, dieses Haus,
Wo wir gehen ein und aus,
Diesen Ort, der uns so teuer,
Bewahr ihn, Herr, vor Feuer.

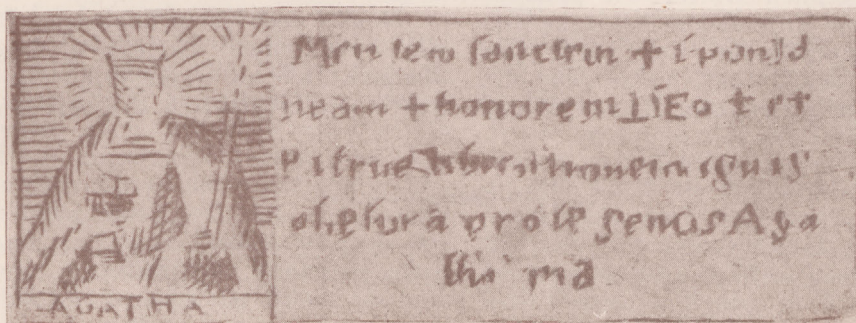
O heil'ge Agath, für uns bitte!
Wache auch in unsrer Mitte,
Dass bis zu unserm seel'gen Ende,
Alles Unglück sich abwende.

Vor der Revolution noch muss die Sitte der Agathazettel ein allgemein verbreiteter Brauch gewesen sein. Wir können es entnehmen aus den «Mémoires de deux voyages et séjours en Alsace» des Sieur de l'Hermine, der von den Elsässern sagt, dass sie neben andern abergläubischen Bräuchen auch die Gepflogenheit hätten, an allen Türen ihrer Häuser die Agathazettel anzukleben und bemerkt spöttisch : Ces bonnes gens croyent que ces billets ont une vertu contre les incendies. Bemerkenswert ist eine Aufzeichnung

des Thanner Franziskanerchronisten zum Jahre 1698 : in seinem Kloster hat man um diese Zeit angefangen, am Fest der hl. Agatha ein Amt zu singen «umb Abwendung aller Feuersnoth, welcher das Convent unterworfen ist, und solle hie mit continuirt und ohn grose Noth nicht underlassen werden».

Das Schutzpatronat gegen Feuersnot kam in besonderer Weise dadurch zum Ausdruck, dass man die lateinische Inschrift der Agathazettel, der man geradezu magische Kraft zuschrieb, auf Glocken anbrachte. Eine solche, im Jahre 1495 gegossene, dem hl. Michael und Gangolf geweihte Glocke mit der Agathagrabschrift besass die Stiftskirche von Lautenbach; leider ist sie im Jahre 1865 eingeschmolzen worden. So wundert uns auch weiter nicht, dass St. Agatha mancherorts als Patronin von Feuerwehrvereinen der hl. Barbara Konkurrenz machte, wie dies in Wettolsheim der Fall ist, wo seit dem Kriege ihr Fest vom Feuerwehrkorps in kirchlicher und weltlicher Hinsicht wieder gefeiert wird.

Noch von St. Agatha als Nothelferin gegen die Krankheit der Menschen ist zu reden. Wir haben gesehen, wie das Agathabrot als Vorbeugungsmittel gegen Krankheit genossen wird. Dass St. Agatha früher von Frauen in Krankheiten der Brust angerufen wurde, dafür liefern uns die Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt einen interessanten Beleg : Zum Jahre 1682 vermeldet der Chronist, dass eine Frau, die an schwerer Vereiterung der Brüste litt, durch die Fürbitte der hl. Agatha geheilt wurde; erinnern wir uns, dass die Schlettstadter Pfarrkirche einen Agathaaltar besass. Ein merkwürdiger Brauch herrschte noch gegen Ende des letzten Jahrhunderts (ob auch noch heute?) im Dorfe Nordhausen. Am 5. Februar gingen manche Leute in den Wald und schnitten sich genau um zwölf Uhr Mittags ein fingerlanges Stückchen Schwarzdorn ab, das sogenannte Agathahölzl; man schrieb ihm die Kraft zu, eine Wunde oder eine Geschwulst zu heilen, die damit bestrichen werden.



Agathazettel aus dem 15. Jahrhundert

Der Englische Berg bei Wimmenau

Von L. Gerber

Die höchste Erhebung des Bergkammes, der das Modertal und das Meisenbachtal trennt, heisst «Englischer Berg». Seiner schönen Aussicht wegen wird er viel besucht. Etliche Jahre vor dem Kriege wurde auf ihm ein trigonometrischer Punkt zum Zwecke der Landesvermessung festgelegt und darüber ein 45 m hoher Aussichtsturm errichtet. Da er nur aus Baumstämmen und Stangen zusammengesetzt war, hatte er sehr unter Sturm und Wetter zu leiden, ist bald baufällig und seine Besteigung lebensgefährlich geworden. Nach dem Kriege wurde er darum auf Abbruch verkauft und umgelegt.

Woher hat aber wohl der Englische Berg seinen Namen?

Nach Beendigung des Hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich überschwebten wilde Söldnerscharen auch unser Land und führten den Krieg auf eigene Faust fort. Die unschuldigen, wehrlosen Landbewohner, die sich zu verteidigen nicht imstande waren, hatten darunter furchtbar zu leiden.

Twinger von Königshofen berichtet: «Item auf Sankt Mattheustag (21. September) 1444 kamen wohl 4000 Engelse mit Herrn Matteko (Mattheus God) ihrem Hauptmann, die führte Herr Johann von Finstingen aus Lothringen durch Westerreich bei der Windeberger Steige (heute Weinburger Steige) herab in dies Land und lagerten sich die erste Nacht in die Dörfer um Ingweiler, Buchweiler und Weisersweiler, zogen hernach den Franzosen zu das Land hinauf und zerstörten die Schlösser zu Ingenheim, Marlenheim, Scharrachbergheim und Bolbronn.»

Auch die Stadt Ingweiler belagerten sie eine Zeitlang. Da sie aber kein grobes Geschütz bei sich führten, gelang es ihnen nicht, das befestigte Städtchen einzunehmen.

Allem Anscheine nach haben sich die wilden Engländer längere Zeit in der Gegend aufgehalten und die umliegenden Dörfer wie Wimmenau, Wingen, Rosteig, Zittersheim, Erkartweiler und Sparsbach ausgeplündert und sogar zum Teil verbrannt. Um den Greuelthaten zu entgehen, waren die Bewohner gezwungen, Haus, Hof und

Gut zu verlassen und, soweit sie heil davorkamen, sich sonstwo anzusiedeln.

Aus den Schriften des Sparsbacher Waldprozesses geht hervor, dass die gegnerische Partei, die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, ihre Ansprüche damit zu begründen suchten, dass Sparsbach, wie auch Erkartweiler und Zutzersal (das ist Zittersheim) eine Zeitlang im 15. Jahrhundert unbewohnt waren und somit die späteren Einwohner von Sparsbach auf den Wald der ausgestorbenen oder verjagten Besitzer ihrerseits keine Eigentumsansprüche erheben könnten.

Nach allen diesen Tatsachen, ist die Annahme nicht unberechtigt, dass der Englische Berg seinen Namen durch diese englischen Banden erhalten habe. Vielleicht hatten sie gar ein befestigtes Lager auf dieser überragenden Bergkuppe, die dazu recht geeignet war. Von oben hat man eine weite Rundschau: Nach Norden beherrscht die Höhe das Modertal und die Feste Lichtenberg sowie die Strasse nach Bitsch; nach Osten reicht der Blick bis Hagenau, und bei klarem Wetter kann man sogar das Strassburger Münster sehen; nach Süden sieht man über Zabern hinaus bis in die Gegend von Molsheim; nach Westen überschaut man den vorderen Teil der Lothringer Hochebene mit der Feste Lützelstein.

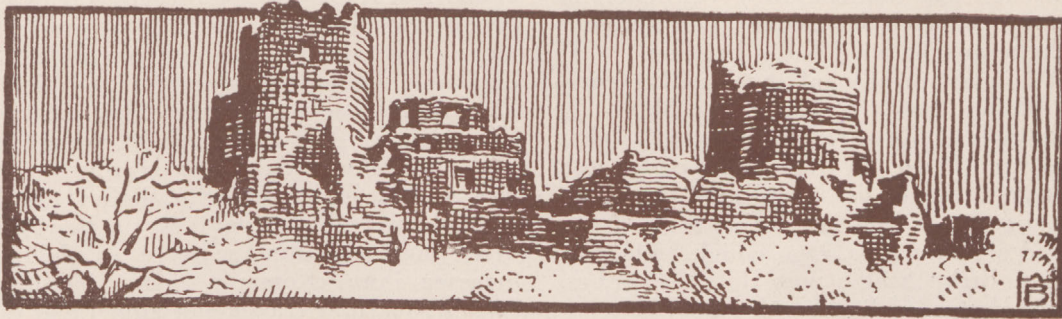
Von allen Seiten steigt der Berg steil an und ist an seinem oberen Rande ringsum von Felsen umgeben, die schwer zu ersteigen, aber desto leichter zu verteidigen sind. Die Bergkuppe ist breit genug, um Truppen einen geeigneten Lagerplatz zu bieten.

Das sind Gründe, die unsere Annahme berechtigen, der Berg trage seinen Namen mit Recht als bleibende Erinnerung an die wilden Engländer.

Diese hiessen auch noch die Gugler. Sie trugen lange, bunte Jacken und hohe, spitze Hüte, die man Gugelhüte nannte. Im Sundgau bedeutet Kuck; Düte, jedenfalls aus dem Französischen: coque.

Es gibt noch einen Englischen Berg bei Ettendorf und einen Englischen Graben bei der Breusch. Ob sie wohl ihren Namen auch aus jenem geschichtlichen Ereignis herleiten?





H. Bacher

Landskron

Bei der Lache

Von A. Beyler

Das Waldgebiet hiess Lache, weil ein Pfuhl darin lag. Von da an zog sich ein dichtbestandener Tannenwald den Hang hinauf und legte sich wie ein grüner Mantel um Rücken und Schultern des Berges, umschloss droben ein gewaltiges Steinhaupt, umringt von einer Gruppe von Blöcken. Dazwischen viele Höhlen, dichter Wald und Felsengeklüft, wahrhaftig ein auserlesenes Revier für Wildschweine. In den Schlüften hauste ein ganzes Rudel. Abends stiessen sie durch den Tann zur Lache, um sich im Morast zu suhlen, dann ging's auf Feld und Wiese, je nach der Jahreszeit. Und tags darauf klagten, jammerten und schimpften die Bauersleute über das unausstehliche Schwarzwild, das weite Strecken aufgewühlt hatte. Warum man dem verhassten Vieh nicht auf den Leib rückt!

Es war Winter geworden und schneite schon den ganzen Tag und während der Nacht. In der Frühe des folgenden Morgens hatten die Kreiser ihr Gebiet umgangen, um durch die Schneespuren festzustellen, ob sich Schwarzwild darin aufhalte. Der Austausch der Erkundungen in der Jagdhütte ergab: Am Köpfel bei der Lache liegen Sauen.

Den Wegen, Pfaden und Schneisen folgend, stellte der mit der Gegend vertraute Förster die fremden Jäger auf, eine lebende Kette, die Bergesgipfel und Wild umfing. Die Treiber mit den Hunden begannen das Wild aufzustöbern. Schon kläffte die Meute, schon sprang da und dort ein geängstigter Hase, ein aufgeschrecktes Reh über den Weg, schon krachte es dann und wann. Alle Jäger standen ruhig, doch voll stets wachsender Aufmerksamkeit auf ihren Posten, so auch der an einer kleinen Waldlichtung. Mehrmals schon hatte er im Dickicht jenseits der Blösse ein verdächtiges Geräusch wahrgenommen, erst fern, dann immer näher. «Es muss ein grosses Tier

sein, das sich da durchzwängt», sagte er sich. Sein Auge, vom Schnee etwas geblendet, bohrte sich in die Finsternis zwischen den Stämmen. Seine linke Hand umfasste den Lauf, die rechte umschloss fest den Kolbenhals seines Gewehres. Aeste brachen, es stampfte, es schnaufte. Da: ein dicht beborsteter Riesenkeiler, wohl ein Meter hoch und anderthalb Meter lang. Krach! Die Kugel sitzt im Schild der dickhäutigen Schulter, tötet nicht. Ha, er schnellte auf, Zorn blitzt aus seinen Lichtern, er rast blindwütend vorwärts. Der Jäger kann nicht mehr laden, reisst den Schrottschuss, schleudert ihm Posten in den Rüssel. Blitzschnell fährt der Keiler heran. Jäger zieht Hirschfänger. Gleitet aus. Fällt. Keiler reisst ihm lange, tiefe, klaffende Wunde in Schenkel. Geifernde Hunde fallen über den Angreifer her. Zum Glück. Bellen, Heulen, Beissen, Reissen. Treibers Keule saust herab. Schliesslich schlägt sich der Eber los und verschwindet im Dickicht, verfolgt von blutender Meute.

Der Jäger wird verbunden. Man trägt ihn ins Dorf. Die Jagd geht weiter bis zum Abend. In der Dämmerung schleift man sechs Sauen zu Tal. Der Keiler ist entkommen. Man besucht den Verwundeten, der schon vom Arzt behandelt wird. Dann erwärmt man im Waldhorn den ganz durchkälten Körper beim Wein und macht sich auf den Heimweg.

Etwas später schreitet ein Holzhauer auf dem Waldweg durch das Jagdrevier. Das erste Mal wieder seit Wochen ist er ausgegangen. Seine scharfe Axt hatte ihm nämlich eine böse Wunde geschlagen und die Schlagader verletzt. Mit knapper Not war er damals dem Tod durch Verblutung entgangen. Eben kehrte er aus einem abseits liegenden Weiler zurück. Es ist spät geworden, und seine kaum geheilte Wunde hindert ihn am gewohnten Schritt. Doch glücklich, seiner

Familie wieder das tägliche Brot verdienen zu können, wäret er durch den Schnee. Der knirscht. Die Mondscheinnacht wird Kälte bringen.

Da auf einmal stürzt's auf ihn los. Der angeschossene Keiler. Sofort erkennt der Mann die Gefahr. Er springt seitwärts und entgeht so dem ersten Ansturm. Doch der Wütende wendet sich. An Flucht ist nicht zu denken. Rasch entschlossen umklammert der wehrlos Verfolgte die Birke vor ihm und erklettert sie. Zum Glück bietet ihm die knorrige Birke Stütze und Halt. Des Ebers blutgieriger Hauer schlägt, doch der Fliehende ist bereits mannhoch über der Erde. Mühsam steigt er weiter bis zur Gabelung und setzt sich da hinein. «Gott sei's gedankt!» entquillt es seiner Brust. Klopfenden Herzens schaut er auf das rasende Untier am Fusse des Baumes. Doch er fühlt sich gerettet und überlegt, was weiter zu tun. Der Keiler will nicht zur Ruhe kommen, er weicht nicht. Schliesslich setzt er sich nieder, springt wieder auf, endlich legt er sich. «Grosser Gott», klagt der Aermste auf dem Baum, «was soll das werden!» Es ist schon geraume Zeit verflossen. Nach und nach verspürt er den Biss der Kälte. Auch scheint es, als habe er sich beim Klettern mehrmals verletzt, und seine alte Wunde schmerzt heftig. Er fühlt sich etwas matt, wird mählich schwächer, schläfrig. Er lehnt den Kopf an den kalten Stamm. Da erinnert er sich seines Urgrossvaters, der einmal, vor einem Rudel Wölfe fliehend, eine Tanne erstiegen und die

ganze Nacht bis Tagesanbruch von den hungrigen Bestien belagert war. Er versinkt ins Träumen: da wimmelt es drunten von Wildschweinen. Und alle wühlen, wühlen tief und tiefer, legen die Wurzeln seines Baumes frei, jetzt auch die Hauptwurzel. Die Birke erbebt, wankt und fällt, und die schwarzen Tiere zerreißen ihn. Und nun wird's heller um ihn, heller als Mondenschein. Im Licht, da lebt es, da bewegt es sich. Wie Engelsgestalten schwebt es daher. Hände erfassen ihn: «Komm!» ziehen ihn aus seinem Sitz heraus und tragen ihn zum Licht empor. —

Tags darauf streift der Förster suchend durch den Wald. Unter der Birke stellt er den Keiler. Der richtet sich auf, droht mit weitaufgerissenem Maul. Eine Kugel in den Rachen, und er bricht tot zusammen.

Da erblickt der Forstmann rote Tropfen an der Birkenrinde. Sein forschendes Auge folgt dem gefrorenen Blutbach und, o Schreck, entdeckt den armen Holzhauer auf seinem Baumstanz. Der Sachverhalt wird ihm sofort klar. Er ruft. Keine Antwort. Er schlägt mit dem Stock an den Baum. Nichts regt sich droben. Er holt Leute herbei. Man trägt den Mann sorgsam herab. Tot. Beim Klettern hatte er sich die alte Wunde aufgerissen, und der Schlagader war das Blut schnell und reichlich entströmt, ohne dass es dem Unglücklichen in der Aufregung zum Bewusstsein gekommen war. Verblutet!



Die ersten Steinkohlen im Elsass

In dem «Hausbuch von Dominicus Schmutz, Bürger von Colmar» (gedr. Colmar 1878) gibt dieser Chronist zum Jahre 1744 folgende interessante Notiz:

«Sind die ersten Steinkohlen im Elsass erfunden worden und auf Colmar kommen, die ersten kamen aus dem Wilerthal, sind zu Lach gegraben worden, dannach zu St. Bild (St. Pilt) und auch zu Mümpelgard, es nutzt das Land Elsass nicht nur tausentweis an Geld, sondern Millionen an Holtz, denn alle Feuer-Handwerker brennen jetzt Steinkohlen, wunder wenig mehr Holzkoh-

len.» Dass die Einwohner von Lach (Lalaye) mit ihren Steinkohlen ein gutes Geschäft machten, erfahren wir zehn Jahre später. Die Bürger von Lach sollten zum Bau der Kirche von Weiler, ihrer Mutterkirche beisteuern. Sie weigerten sich und schützten ihre Armut vor. Aber die Gemeinde Weiler beschwerte sich darüber bei der Regierung, indem sie auf den Wohlstand der Lacher hinwies: «Lach et Mittelscheer voiturent du charbon de terre qui se tire chez eux». (Th. Nartz, Le Val de Villé, Strasbourg 1887, S. 350).





Vogesenwinter

Eine Fahrt in die verschneiten Berge

Schon lange warteten wir, mein Freund und ich, auf das Weihnachtsfest, um wieder einmal einige Tage in den Hochvogesen verbringen zu können. Obwohl es regnete, fuhren wir am Christabend fort nach Gebweiler, wo wir gegen 9 Uhr abends ankamen. Sternenhelle Nacht! Zuerst wanderten wir über das Bildstöckel zum Peternitsattel, nicht lange nachher erreichten wir die Landstrasse und kamen, von einem wilden Gebirgsbächlein begleitet, bald darauf in Rimbach an. Gross war unser Erstaunen, als wir hinter dem Dorfe die ganze Gegend mit Schnee bedeckt sahen. Von einem kalten Winde umpfiffen, wanderten wir über den Judenhutplan. Dann setzte ein heftiger Schneesturm ein, nur mit vieler Mühe erreichten wir den Grossen Belchen.

Welch' ein herrliches Bild! Ringsum war alles in eine tiefe Schneehülle gebettet. Die Tannen wiegten ihr weisses Kleid im Winde, und über uns beschienen Mond und Sterne die unliegenden Berge. Wir setzten unsern Weg fort. Eine nächtliche Kammwanderung auf den flinken Brettern, wenn alles seinen Winterschlaf hält, hat etwas Bezauberndes, ja Geheimnisvolles an sich. Infolge des Schneesturmes kamen wir nicht rasch vorwärts. Als es hell wurde, boten sich unserm entzückten Auge prachtvolle Aussichten auf das St. Amarintal mit Ventron und Drumont, hinter uns erhob sich der Grösse Belchen mit seinem Hotel unterhalb des Gipfels, rechts davon der Markstein. Ein herrlicher Anblick in klarer Winternacht! Unaufhaltsam ging's bergab und bergauf, so erreichten wir bald den Markstein, wo wir uns nur kurze Hüttenruhe gönnten. Dann fuhren wir weiter, immer dem Kämme folgend, am Jungfrauenkopf vorbei nach Steinlebach. Die Sterne verblassten schon langsam am Himmelszelt. Unmerkbar zog die Dämmerung herauf. Und schon leuchtete der erste Gipfel golden vor unseren Augen. Wir waren am Breitfirst angelangt.

Winterpracht im Sonnenglanze! Ein wunderbares Bild breitete sich vor uns aus: Grosser Belchen, Markstein, Ballon d'Alsace, Drumont,

Rothenbacherkopf, Rainkopf, Kastelberg, Hohneck, vor uns lag die Rheinebene mit dem Schwarzwald und im Süden der Jura. Und deutlich und klar erhoben sich die zackigen Eispyramiden der Alpen vom Säntis bis zum Montblanc in herrlicher Sicht. Ein noch schöneres Bild zeigte sich in der Gegend des Hohneck. Da lagen Rothenbacherkopf, Rainkopf, Kastelberg und Hohneck im schmucken Winterkleide. Plötzlich färbte die rote Kugel der Sonne alle diese Berggipfel mit prächtigem Rosa, das in leuchtendes Rot überging. Wie das glitzerte und flimmerte! Immer abwechslungsreicher, immer schöner wurde das Schauspiel. Alpenglühn in den Vogesen! Wie gebannt blieben wir stehen. Kein Laut, kein Ton ringsumher. Nichts unterbrach diese Stille, es war, als sei die Natur sich selbst dieses grossartigen Naturschauspiels bewusst. Ein unvergesslicher, wunderschöner Anblick! Ein Bild von unbeschreiblicher Pracht!

Die Sonne stieg höher. Noch einmal schimmerte alles in goldenem Glanze, dann war wieder alles weiss wie vorher. . . Und weiter wanderten wir abwärts dem Herrenberg zu. Fortwährend hatten wir prachtvolle Aussicht. Alsbald bestiegen wir den Rothenbach und Kastelberg, um endlich nach einer letzten Steigung den Gipfel des Hohneck zu erreichen. Nach einer Stunde Rast fuhren wir wieder abwärts der Schlucht zu, wo wir den Nachmittag verbrachten und auch übernachteten. Am anderen Morgen schneite es ununterbrochen. Nach einem guten Mittagessen rüsteten wir zum Aufbruch. Gar schnell waren sie fortgeeilt, diese herrlichen Stunden! Nach flotter Fahrt durch verschneiten Wald hatten wir bald den Ausgangspunkt unserer Wanderung, Münster, wieder erreicht. Und lange noch schweiften unsere Gedanken zurück nach den verschneiten Bergen. Ja, unvergesslich ist die wundersame Winterpracht unserer heimatlichen Berge allen, denen das Glück zuteil ward, sie aufzusuchen und mit schönheitsdurstigen Augen in sich hineintrinken.

O. Traendle

Der Tag

Ich darf in böser Zeit nicht klagen.
Sich' — der Tag ist gekommen,
die ewig junge Sonne leuchtet
wie eine Monstranz. —
Im linanen Morgen
hör ich den schönen Lärm des Lebens,
ein Läuten geht durch die Bäume,
ein leises Flüstern,
als ob jahrhundertferne Lieder
durch die Aeste gehn. —
Scherzhaft spricht der blauweisse Wintertag

unbekannte Worte. —
Mit weichen Händen
ziehen zufrieden die Wolken ihren Weg. —
Immer noch wie in den Kindheitstagen
ist tief die Welt, das schöne Kinderspiel,
mit Rätseln eingehüllt.
Immer wieder
neigt sich Sendung und Erfüllung
in heiterer Ferne.
Das macht die Welt so tiefschön.

Alfred Pellon

Das elsässische Kesslerkönigtum

Von Dr. Joseph Lefftz

J. H. Heitz, der bekannte Strassburger Buchhändler und Kenner elsässischer Geschichte, erzählt in August Stöbers «Alsatia» (1855), er habe vor mehr als einem Menschenalter längere Zeit in einer Adelsfamilie des Landes Gastfreundschaft genossen. Dabei sei ihm aufgefallen, dass das Haus eine ausserordentlich grosse Menge von Kupfergeschirr aller Art bewahrte, so dass er sich nicht habe enthalten können, darob seine Verwunderung auszudrücken, zumal die Gefässe zum Teil die altertümlichsten und originellsten Formen aufgewiesen hätten. «Sind Sie denn nicht bei der Tochter eines Kesslerkönigs?» erwiderte seine Gastgeberin lächelnd. «In früheren Zeiten mangelte es den Rathsamhausen niemals an Kupfergeschirren jedweder Art und Gestalt. Das, was Sie hier sehen, sind bloss noch die Ueberreste der einstigen Fülle». Die Dame, die so sprach, war eine geborene Freiin von Rathsamhausen-Ehnweier, die Schwester des letzten Kesslerkönigs.

In der Nähe des Odilienberges liegt die Stätte des ehemaligen Herrschersitzes. Dort erzählen die Ottrotter Schlösser, die Burgruinen Lützelburg und Rathsamhausen, noch heute von der alten Macht und Herrlichkeit. Bereits im zehnten Jahrhundert werden die Rathsamhausen, ursprünglich Rotzenhausen oder Ratzenhausen genannt, als vornehme Edelleute erwähnt. Später bildeten sie mit den Edlen von Andlau, Landsberg und Fleckenstein die «vier Landritter des Elsass». Im Mannesstamm ist das Geschlecht der Rathsamhausen erst im Jahre 1820 mit dem Maréchal-de-Camp Freiherrn Christoph von Rathsamhausen-Ehnweier erloschen.

Wie die Herren von Rappoltstein nannten auch die Herren von Rathsamhausen ein seltsames Königtum ihr eigen. Jene konnten sich rühmen, vom Reiche zum Erblehen zu besitzen «das kunigreich varender lüte von dem Hawenstein (Berg nördlich von Olten in der Schweiz) bis in Hagenawer Forst und zwischen Rheine und der First» (Vogesenkamm) oder «zwischen Hagenower vorste und der Byrse (Schweizer Nebenfluss des Rheins), dem Rhine und der Virst». Sie waren weithin bekannt als «Pfeiferkönige». Die Rathsamhausen hingegen waren als «Kesslerkönige» berühmt, sie hatten das Kesslerschutzrecht zu Lehen. Ihr Königtum war noch ausgedehnter als das der Rappoltsteiner, es erstreckte sich ebenfalls vom Hauenstein und Lebern (Berg bei Solothurn) bis gegen Pruntrut im Jura und abwärts bis zum Hagenauer Forst, aber beiderseits des Rheines hinauf in den Schwarzwald und

hinauf in die Vogesen, soweit als der schmelzende Schnee dem Rhein zufloss.

Die Kesslerschutzgerechtsame des Gebiets am Oberrhein waren ursprünglich ein Reichserb-lehen derer von Stralenberg, die auf ihrer Burg zu Schriessheim östlich von Mannheim und nördlich von Heidelberg sass. Eine Urkunde vom Jahre 1361 führt noch Syfrit von Stralenberg als Lehnsherren an, in einem Briefe des Pfalzgrafen Ruprecht vom Jahre 1373 wird aber bereits «von dem von Strahlenberg selgen Erben» gesprochen, und im gleichen Jahre noch begegnet uns Junker Johann von Rathsamhausen als Lehnsherr. Zwischen 1361 und 1373 ist also das Schutzrecht über die oberrheinischen Kessler von den Erben der Strahlenberg an die Rathsamhausen als Afterlehen vergeben worden. Im Jahre 1599 verlied dann, als im Hause der Rathsamhausen ein Wechsel eingetreten war, Ruprecht von der Pfalz als Erbe derer von Stralenberg, nicht als Kurfürst von der Pfalz, das Kesslerschutzrecht an Lützelmann von Rathsamhausen.

Neben den verschiedenen Belehnungen laufen stets kaiserliche Bestätigungen einher, welche die Gerechtsame des Rathsamhausen'schen Kesslerkreises betreffen, so schon eine Urkunde des Kaisers Sigismund vom Jahre 1454 und zuletzt ein Privileg des Kaisers Karl, des Vaters von Maria Theresia, vom Jahre 1715, worin auf die Privilegien Kaiser Sigismunds, Friedrichs, Maximilians I., Karls V., Ferdinands, Maximilians II. und Mathias' Bezug genommen wird. Im Jahre 1680 wurde das alte Privilegium von der französischen Regierung im Elsass anerkannt und 1685 mit einigen Abänderungen bestätigt. Von nun an mussten die Kessler den Rathsamhausen als «Vasallen des französischen Königs» den Eid leisten. 1711 gestattete Ludwig XIV. seinem «lieben und getreuen Jakob Samson von Rathsamhausen» das Recht, seine Gerechtsame über die Kessler im Druck zu veröffentlichen. Derselbe Jakob Samson von Rathsamhausen wird merkwürdiger Weise in einem Schreiben der kurpfälzischen Regierung vom Jahre 1715 auch als «Vasall des Churfürsten» beansprucht und heisst auch im Privileg Kaiser Karls VI. vom gleichen Jahre «des Reiches Lieber und Getreuer», ohne dass die politische Trennung des Elsass vom Deutschen Reich erwähnt wird.

Das von den Rathsamhausen beschirmte Wandergebiet der oberrheinischen Kessel- und Kupferschmiede, die auch Kaltschmiede genannt wurden, entspricht seiner Begrenzung nach keineswegs einem geschlossenen politischen Terri-



E. Haller

Ottrotter Schlösser

torium, alte Stammes-, Bezirks- oder Bistumsgrenzen waren nicht massgebend. Der oberrheinische Kesslerkreis ist lediglich ein den Verkehrs- und Wanderbedürfnissen entsprechendes Wandergebiet, das nur begrenzt ist durch rein geographische Schranken, wie sie die Natur durch Gebirge, Wälder und Flussläufe den hausierenden Kesslern entgegengesetzte, es dehnt sich daher weit über die engen Grenzen politischer Zerrissenheit hinaus. Die Kessler waren wie die Hafner, Steinmetzen und fahrenden Spielleute weder lokal noch territorial organisiert, ihre weitgreifende Organisation ist der bei den anderen Gewerben allgemein üblichen Kirchtumpolitik der Zünfte völlig entwachsen. Wirtschaftliche Notwendigkeit und Interessenkomplexe zwangen zu anderem Zusammenschluss, da die Kessler in einem engbegrenzten Bezirk abgesondert sich nicht ernähren konnten und zur Abgrenzung ihrer Interessensphären, zur Regelung des Marktbesuches und zur Fernhaltung fremder Konkurrenz einen Schutzherr und Geleitherr für ihr interterritoriales Wandergebiet benötigten.

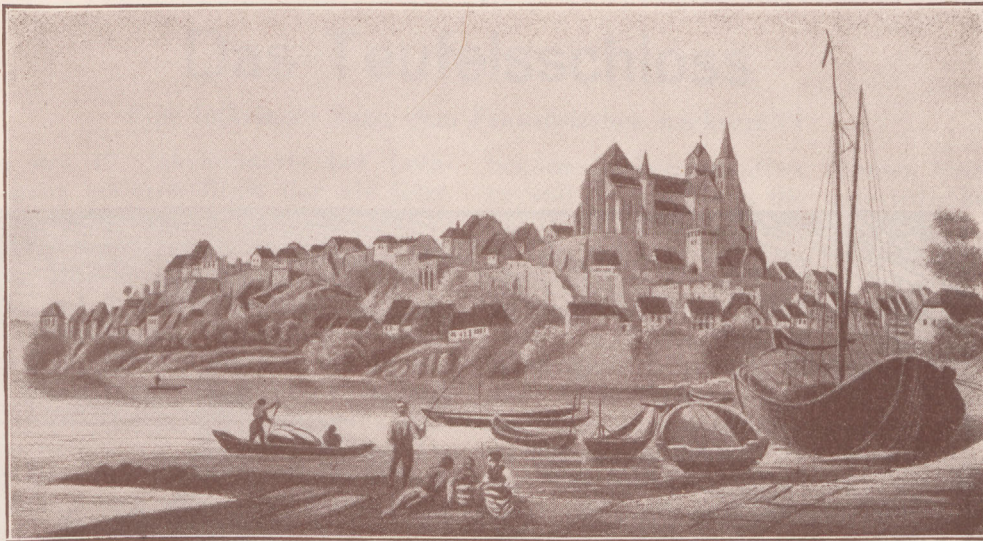
Ihre Schutzrechte konnten aber die Schirmherren in einem weiten, politisch zerstückelten Gebiet nur als Lehensträger des Reiches ausüben. Nur dann konnten sie unbehindert sich überall durchsetzen und ihrer Pflicht obliegen, die hausierenden Kessler zu beschirmen und ihnen innerhalb ihres Wanderkreises das Recht des Monopols zu wahren ohne Rücksichtnahme auf die Hohheitspfähle und Fehden der Territorialherren. Wer im beschützten Kesslerkreis unbehindert Kessel und Pfannen feilbot, den konnten die beschirmten Kessler fassen, im Schloss des

Schutzherrn in Gewahrsam legen und dort über ihn Gericht sitzen, wie sie es von altersher geübt haben. Am Vermögen ihrer Schuldner durften sich die Kessler selbst schadlos halten. Das ging bis zum Jahre 1685, wo die französische Regierung die alten Rechte beschnitt und u. a. bestimmte, dass die Kessler ihre ausstehenden Beträge nur durch Richter und Obrigkeiten einzutreiben hätten und ausser ihren eigenen Söhnen künftig jedweden zur Erlernung ihres Handwerks zulassen müssten.

Streitigkeiten, «Spänne und Irrungen», wurden alljährlich auf einer gemeinsamen oberrheinischen Kesslertagung entschieden. Ort und Datum bestimmte der Schutzherr. Die diesbezüglichen Verordnungen durften die Rathsamhausen auf Grund der Erlaubnis der französischen Regierung drucken und an-

schlagen lassen. Tagungsort war, soweit die Urkunden erreichbar sind, von altersher immer Breisach, d. h. Altbreisach, das ehemals auf der elsässischen Seite gelegen war. Die letzte nachweisbare Verbandstagung der oberrheinischen Kessler fand 1717 statt. Die Beteiligung an den vorhergehenden Tagungen scheint nicht besonders stark gewesen zu sein, sonst wäre Jakob Samson von Rathsamhausen nicht gezwungen gewesen, am 11. März 1717 «an die Meisterschaft des oberrheinischen Kreises und Tages zu Breisach» ein drohendes Schreiben zu erlassen, das sie auffordert, auf dem demnächst stattfindenden Tag zu Breisach zu erscheinen, andernfalls mit Schärfe gegen sie vorgegangen werde.

Ihrem Schutzherrn mussten die Kessler Treue schwören, sie waren verpflichtet, Schaden von ihm abzuwenden, seinen Nutzen zu fördern und sein Schloss zu beschützen. Bei kriegerischen Verwicklungen mussten sie ihn auf Reisen und Feldzügen begleiten und bedienen. Für die ersten vierzehn Tage mussten sie auf ihre eigenen Kosten Heeresfolge leisten, für die nächsten vierzehn Tage erhielten sie von ihm Beköstigung und bei noch längerer Dienstleistung auch Sold. Ausserdem waren die Kessler schuldig und pflichtig, ihrem Schutzherrn jährlich gewisse Barabgaben zu leisten und das Kupfergeschirr, Kessel und Pfannen, auszubessern und nach Bedarf zu erneuern. Verweigerten die Kessler die Lieferung, so hatte der Schutzherr das Recht, gewaltsam bei irgend einem ihrer Zunft seinen Bedarf zu decken. Den Geschädigten musste dann das gesamte Handwerk auf der nächsten Tagung zu Breisach durch Zahlung einer Geld-

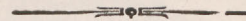


Alt-Breisach (1836)

summe schadlos halten. Ursprünglich mussten sie soviel Geschirr geben, als der Schutzherr von Jahr zu Jahr brauchte. Später brauchten sie nur am Huldigungstage dem neuen Schirmherrn Kupfergeschirr zu liefern, waren aber verpflichtet, die gestifteten Gefässe ihm zeitlebens in gutem Zustande zu erhalten. Die Baseler Kessler- und Kaltschmiede, die auf Grund einer Vereinbarung Eglöfs von Rathsamhausen mit der Stadt Basel vom Jahre 1454 von der Heeresfolge befreit waren, waren aber wie die übrigen Untertanen des Kesslerkreises verpflichtet, den Rathsamhausen zu huldigen, den Treueid zu leisten und Dienste zu tun wie die andern Kessler. Jeder

Basler Kupferschmied musste jährlich sechs Rappen Zins geben und eine Anzahl Kupfergeschirr für die Küche stiften, für dessen Unterhaltung er gleichfalls aufzukommen hatte. Er musste ferner jährlich auf der Tagung zu Breisach erscheinen und des Handwerks Nutzen in allem erstreben.

Die grosse Revolution, die im Elsass mit den alten Privilegien, Abgaben und Gefällen gründlich aufräumte, hat auch der Herrlichkeit der beiden seltsamen Königreiche ein Ende bereitet. Das Jahr 1789, das die Krone der Pfeiferkönige zerbrach, stürzte auch die Kesslerkönige von ihrem kupfernen Thron.



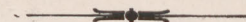
Auf eine Pappel

Mein heimwehkrankes Herz! Kein Brief,
Kein Buch, kein Souvenir, kein Traum
Erregt es so wie du, o Baum,
Der Heimatlandschaft Leitmotiv.

Ein Blick durchs Fenster und dich sehn:
Und ruhlos bin ich wie dein Laub.
Ich rieche, schmecke schier den Staub,
Den süssen, Lothringer Chausseen. . .

O Pappel, Stachel meiner Pein!
Wenn Sturm an deinen Aesten reisst,
Ahnst du nicht schauernd, was es heisst:
Entwurzelt sein, entwurzelt sein?

Victor Wendel





Zeichnung von Henri Bacher

Hilsprich in Lothringen

Das Teufelsschloss

Eine lothringer Sage, dem Französischen nacherzählt

Im Beginn des 12. Jahrhunderts bot Lothringen einen ganz anderen Blick dar als jetzt. Ungeheurere Wälder bedeckten das Land, das so viel Kämpfe und so viel Wandlungen gesehen hat, und wenig Häuser aus Stein erhoben sich auf dem Boden, auf dem die Besitzer so oft gewechselt haben. Römer und Franken herrschten, nachdem sie sich in das Land wie in die Fetzen eines grossen Mantels geteilt hatten. Vereinzelt standen die Niederlassungen, die ungefähr dasselbe Aussehen hatten wie die des heutigen Tirols, sodass die Bewohner wenig Verbindung miteinander hatten und sich weit seltener sahen als heutzutage.

Im Mittelpunkt des Waldes, der das Dorf Hemilly von allen Seiten umgibt, erhob sich ein Gebäude, dessen Entstehung bis in die Nacht grauer Vorzeit hinaufreicht. Grosse Türme lehnten sich zu beiden Seiten an das Eingangstor an, über diesen befanden sich Skulpturen in Masse, die Drachen und allegorische Figuren darstellten. Auf den Ecken des Gebäudes trugen durch die Feuchtigkeit ausgehöhlte Steine, so die furchtbare Wirkung der Zeit bezeugend, grünendes Moos zur Schau, während die sehr schmalen Fenster nur ein schwaches, unsicheres Licht hineinliessen.

Der Besitzer dieses Edelsitzes war ein junger Ritter, mit Namen «Arrick», der letzte Spross eines vornehmen Geschlechtes. Früh zur Waise geworden, hatte er nur einen alten, treuen Diener als Führer auf dem Lebenswege, den er aber auf die Bitten seiner Zech- und Spielgenossen fortjagte. Jetzt ohne jeden sittlichen Halt, gab er sich mit dem ihm eigenen Eifer allen Ausschweifungen hin, da ihm niemand mehr hindernd und tadelnd in den Weg trat.

Eines Tages spielte er ein hohes Spiel. Aber widrige Umstände liessen ihn fortgesetzt verlieren. Ausser seinen Landgütern besass er nichts mehr, er setzte sie ein und verlor sie auch. Nun besass er ausser seinem Hause nichts mehr. Er setzte es ein, aber es hatte dasselbe Schicksal wie alles übrige, d. h. er verlor auch das. Das Schloss, ein Zeuge seiner Kindheit, die stolzen Hallen, die seinen Ahnen mehr als 700 Jahre gehörten, waren nicht mehr sein Eigentum, er besass nun gar nichts mehr. Verzweiflung erfasste ihn. Mit vor innerer Aufregung brennendem Kopfe, ganz ausser sich, stürzte er fort. Mitternacht, jene schreckliche Stunde, in der nach dem Volksglauben Satanas alle Bitten erhört, war herangekommen. Arrick hatte zu wiederholten Malen die Macht des höllischen Wesens,

Schätze herbeizuschaffen, rühmen hören. So rief er voll Verzweiflung die unterirdischen Geister um Hilfe an.

Das tat er nicht vergebens, denn der Teufel erschien und sprach: «Hier bin ich, was willst du von mir?» Beim Anblick des Höllenfürsten ergriff den Ritter Furcht, er trat unwillkürlich einige Schritte zurück. Indessen fuhr der Teufel, ohne sich durch den wenig liebenswürdigen Empfang beirren zu lassen, fort: «Junger Mensch, du bist augenblicklich sehr unglücklich, ich weiss es. Was soll aus dir werden, der du bis jetzt nichts gekannt hast als die bestrickenden Vergnügungen deiner Wollust, der du nicht an Sorgen ums tägliche Brot gewöhnt bist. Die Leute, die dich heute noch als den ihrigen betrachten, werden dich morgen verachten und die Augen von dir wenden. Jede Laufbahn ist dir verschlossen, ein elendes Dasein wirst du fristen. Jetzt begehrst du Gold, Gold, das dir alle Genüsse verschaffen soll. Du sollst es haben, allein unter der Bedingung, dass mir nach deinem Tode dein Geist und Körper als Lohn für diesen Dienst zu eigen gehören. Du brauchst dann nur deinen Helm auf der höchsten Zinne des Turmes aufzuhängen, und du wirst ihn stets mit dem köstlichen Metall gefüllt finden. Du siehst, ich bin ein guter Fürst und schachere nicht mit dir, deshalb rechne ich auch darauf, du werdest deinerseits das Versprechen halten.» Und nun verschwand die unheimliche Erscheinung.

Seit diesem Zeitpunkt besass Arrick Schätze. Ganz verblendet durch diesen Reichtum, kannte er keine Bedenken mehr und ergab sich allen denkbaren Ausschweifungen. Nichts hielt ihn mehr zurück, so verstieg er sich sogar zum Morde. Es schienen ihm alle Mittel recht, wenn es galt, diejenigen, die ihm hinderlich waren, zu unterdrücken und zu beseitigen. Das Gold machte ihm auch eine grosse Zahl von Schurken dienstbar. So wurde er zum Schrecken der ganzen Gegend. Der Teufel konnte mit seinem Werke zufrieden sein, und dieses würde noch durch grössere Schandtaten gekrönt worden sein, hätte nicht ein unerwartetes Ereignis eine Wendung herbeigeführt.

An einem Novemberabend kehrte der Ritter in sein Schloss zurück. Heftiger Regen fiel nieder, schauerlich knarrte die Wetterfahne auf dem grossen Turm in ihren verrosteten Angeln. Von Zeit zu Zeit erhoben sich heftige Windstösse und heulten in den entlaubten Bäumen, deren Geäst sich wie die Arme eines ungeheueren, fleischlosen Gespenstes hin- und herbewegte. Zu dem Getöse der Naturkräfte gesellte sich das Geheul

der Wölfe, die sich in Zwischenräumen in der ganzen Ausdehnung des Waldes hören liessen.

Der Ritter fürchtete sich. Wahrhaftig; er, der alle Schranken menschlicher Scheu überschritten hatte, zitterte. In dem Geheul des Windes glaubte er den Racheschrei seiner Opfer zu hören. Besessen von diesem Gedanken, bildete er sich ein, grinsende Gespenster zu sehen, die ihn in wirbelndem Reigen mit sich zu reissen suchten. Die Beängstigung wuchs bei ihm von Minute zu Minute. Er wollte fliehen, konnte sich aber nicht von der Stelle bewegen. Kein Lauf entrang sich seiner Kehle. Vernichtet sank er zu Boden. Als er am andern Morgen zu sich kam, verliess er das verfluchte Schloss.

Nicht weit davon entfernt lag ein Kloster im Walde. Von frommen und arbeitsamen Mönchen gegründet, war es im Laufe der Zeit eine wahre Zufluchtstätte für solche geworden, die sich danach sehnten, mit der Vergangenheit zu brechen und sich aus dem Getümmel der Welt zurückzuziehen. Auch er fand hier im Kreise seiner

neuen Brüder, der Mönche, Frieden für seine zerrissene und geängstigte Seele. Sein Leben war nun der Bussfertigkeit gewidmet, und aus einem frommen Klosterleben holte ihn nach einigen Jahren der Tod ins Jenseits hinüber.

Jetzt gedachte auch der Teufel, seine Ernte einzuheimsen. Er begab sich nach dem Schloss, fand es aber leer. Zornig über den an ihm verübten Betrug, konnte er einen Wutschrei nicht zurückhalten, seine flammenden Augen sprühten finstere Blicke, seine Krallen ballten sich krampfzusa-
 mmen. Unter Wutgeheul, das die höllischen Heerscharen aus der untersten Tiefe wiederholten, verschwand der Böse. In demselben Augenblick trübten sich die Lüfte, feurige Dämpfe stiegen aus der Tiefe auf und kletterten an Turm und Mauern in die Höhe. Diese stürzten ein, ein schreckliches Geprassel liess sich hören. Spurlos versank das ganze Schloss in dem Schoss der Erde, so spurlos, dass man heutigen Tages keine Ueberreste von dem mehr findet, was einst des Teufels Schloss gewesen ist. E. B.



Nebel

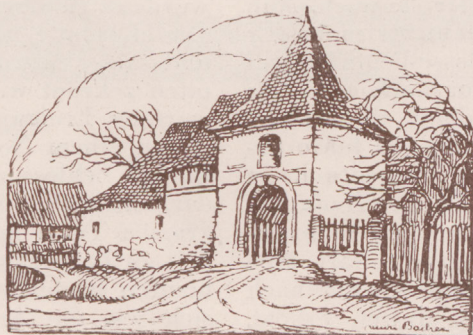
Nun sind die Tage schwer und dicht
 Verhüllt gleich trauernden Gestalten
 Und bergen tief ihr Angesicht
 In des Gewandes weiten Falten.

Der nahe Kirchturm ist verschwunden,
 Nur ein Phantom der stolze Bau.
 Und mühsam bahnen sich die Stunden
 Den Weg durch Dunst und Nebelgrau.

Schon hat der Reif mit stillen Händen
 Ein erstes Wunderwerk getan,
 Geschmückt der Aeste feine Enden
 Mit spitzem, zartem Filigran.

Wie rückt im Dunkel nah zusammen
 Der Raum! Wie wird die Welt so klein!
 Der Strassenlampen gelbe Flammen
 Umkränzt ein gold'ner Glorienschein!

G. Dub



Das Klösterle bei Laubenheim

Von Joseph Wimmer

Dem Wanderer, der von der Eisenbahnstation Heiligenberg aus dem Luftkurort Grendelbruch zustrebt, stehen zwei Wege zur Verfügung. Ist er gut zu Fuss und nicht allzusehr mit Gepäck beschwert, so wird er nicht verfehlen, den Mollberg zu besteigen, um die altberühmte Burgruine Girbaden zu besuchen, und dann hoch über dem engen Mageltale den waldigen Bergeshang entlang auf fast ebenem Wege westwärts seinem Ziele entgegenzugehen. Wer aber aus irgendwelchem Grunde das Bergsteigen vermeiden will, dem winkt gleich hinter der Haltestelle die Mageltalstrasse, die ihn ohne merkliche Steigung in knapp anderthalb Stunden nach Grendelbruch führt. Viel schneller und ganz mühelos kommt er natürlich dorthin, wenn er den Kraftwagen benutzt, der dank der Fürsorge der Grendelbrucher Gemeindeverwaltung mehrmals am Tage zwischen jenem Orte und der Station Heiligenberg hin und herfährt. An der Strasse liegen zwei Ortschaften, die zusammen eine Gemeinde bilden, Mollkirch und Laubenheim, und gleich hinter diesem Weiler eine Kapelle, die in der Umgegend unter dem Namen Klösterle bekannt ist. Dem flüchtigen Beobachter bietet diese ausser ihrer idyllischen Lage nichts, was geeignet wäre, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, und doch verdient sie die Beachtung jedes Freundes der elsässischen Geschichte, blickt sie doch auf eine bald achthundertjährige wechselvolle Vergangenheit zurück, die im folgenden in kurzen Zügen beschrieben werden soll, soweit die uns zu Gebote stehenden Quellen das erlauben.

I.

Der Name ist nicht etwa erst in der neueren Zeit entstanden. In einem Vertrag vom 23. Juni 1565 (D 6¹) ist schon die Rede vom «Closterle», 1603 heisst es das «Klösterlin», 1688 in der Bannerneuerung von Mollkirch (D 109) das «Clösterlein». Zwischendurch begegnen uns die Namen «Clus» (1555 — G 2655) oder «Clause» zu Lauben (1590 — D 110), «Probstey» (1565 — D 6), «Probsteylin» (1595 — D 4), «Prioratum Lobonensem» (1623 in einer päpstlichen Bulle — D 4). Am öftesten aber wird es als «Gottshaus» und «Gottshäuslin» bezeichnet, was ebenfalls kleines Kloster bedeutet.

Die Gegend, in der unser Klösterle liegt, kann man mit gutem Grunde klassischen Boden altelsässischer Geschichte nennen. In allernächster Nähe haben wir hier die Ringwälle des Purpur- und des Heidenkopfs und ihnen gegenüber die Tumuli des Bannholzes als stumme

Zeugen unserer vorgeschichtlichen Zeit, während Heiligenberg mit seinen alten Töpferwerkstätten und seinen Ziegeleien uns an die Blütezeit gallorömischer Kultur in unserem Lande denken lässt. Vor allem aber ist es die fast unmittelbar über dem Gottshäuslein sich erhebende Burg Girbaden, die ein Stück elsässischer Vergangenheit verkörpert und nicht das geringste. Ist doch von ihr eines der berühmtesten elsässischen Grafengeschlechter ausgegangen, dasselbe, das der Welt einen Leo IX. geschenkt hat. Spätere Geschichtschreiber haben zwar der Familie den Namen von Egisheim-Dagsburg beigelegt, weil Leos Vater als zweitgeborener Sohn das Egisheimer Schloss bewohnte, während Girbaden seinem älteren Bruder verblieb, und weil die Mutter des grossen Papstes eine Gräfin von Dagsburg war. Aber Girbaden war die Stammburg des Geschlechts, dessen ältester urkundlich bekannter Spross Eberhard hiess und Graf vom Nordgau war, d. h. des Landes zwischen dem Eckenbach im Süden und dem Selzbach im Norden.

Frühere Geschichtsforscher haben den Stammbaum dieses Grafen zurückgeführt bis auf Adalrich oder Attich, den Vater der hl. Odilia, und weil vor ihm angeblich schon drei andere Glieder der Familie seinen Namen führten, nannte man ihn Eberhard IV. Diese Benennung ist ihm geblieben, auch nachdem man gefunden hatte, dass eine unmittelbare Abstammung von Adalrich nicht bewiesen werden kann. Eberhard IV. lebte um die Mitte des X. Jahrhunderts. Auf ihn folgten als Nordgaugrafen zunächst sein Sohn Hugo III., dann sein Enkel Eberhard V. und hierauf des letzteren jüngerer Bruder Hugo IV., der Vater Leos IX. Als Hugo IV. 1048 starb, wurde für kurze Zeit Leos Bruder Hugo V. Graf des Nordgaus und nach ihm sein Sohn Heinrich, der bis 1064 lebte und drei Söhne hinterliess, von denen der jüngste Bruno hiess wie sein Grossonkel Leo IX. vor der Besteigung des päpstlichen Stuhles. Dieser Bruno trat in den geistlichen Stand ein und wurde Archidiacon, d. h. Gehilfe und Stellvertreter des Bischofs von Toul. Ihm verdankt das Klösterle seine Entstehung.

Genaue Auskunft über seine Gründung gibt uns eine im Strassburger Bezirksarchiv aufbewahrte Pergamenturkunde vom Jahre 1137 (D 50). Aus ihr erfahren wir, dass Bruno, Archidiacon von Toul, die «capellam iuxta Girbadun (sic!) apud Lobias sitam» zu Ehren der hl. Gottesgebärerin Maria, der hl. Bartholomäus, Laurentius, Georgius, Remigius sowie der hl. Euphe-



Photo J. Wimmer

Das Klösterle, altes Portal

mia erbauen liess. Wann das geschah, wird nicht gesagt. Die Urkunde wurde niedergeschrieben zur Erinnerung an die Einweihung, die der Bischof Geberhardus (Gebhard) von Strassburg im genannten Jahre vornahm. Zugegen waren ausser dem Bischof der Graf Hugo VII., der ein Neffe des Erbauers Bruno war, die Gräfin Gertrud und mehrere adelige Herren, darunter Otto von Geroldseck, Bertold von Dorlisheim, Anselm von Ringelstein und Cuno von Fürdenheim. Nachdem die Weihe vollzogen war, vergrösserte der Graf Hugo das bereits vorhandene Kirchengut um 30 Acker Land, und hierauf wurden sein Sohn, später Hugo VIII. genannt, und dessen beide Schwestern dem Altare überwiesen, d. h. dem Kloster übergeben. Dieser Hugo VIII. war der letzte männliche Spross des Egisheim-Dagsburgischen Hauses und starb 1157.

Von besonderer Bedeutung für die fernere Geschichte der Kapelle ist die Mitteilung jener Urkunde, dass Graf Hugo sie zum Seelenheile seines Vaters, des Grafen Albert, und seines Oheims Bruno der Kirche der hl. Maria und des hl. Deicolus von Lutra geschenkt habe. Damit ist die einst hochberühmte reichsunmittelbare

Abtei Lüders, frz. Lure, in der Franche-Comté (heute département de la Haut-Saône) gemeint, die um 610 durch den hl. Deicolus (frz. s. Delle), einen Schüler des hl. Columban, gegründet worden war. Sie genoss schon früh den besonderen Schutz der Herren von Egisheim-Dagsburg, als deren Stiftung sie von Wibert, dem Biographen Leos IX., sogar angesehen wurde²). Leo IX. erliess zu ihren Gunsten eine Bulle, in der er ihr alle ihre Güter und Privilegien bestätigte³). Dasselbe geschah 1178 durch Papst Alexander III., der unter den Besitzungen der Abtei ausdrücklich die «Ecclesiam de Lobiis cum appenditiis suis» erwähnt. Nach derselben Bulle gehörten der gleichen Abtei «in Alsatia» ausserdem noch Güter in Wintzenheim, Wolfisheim, Fortschwih, Woerth und Dorlisheim (A. H. R.⁴), H 68). Fünf Jahrhunderte hindurch teilte das Klösterle die Schicksale von Lüders.

Eine glückliche Fügung hat es gewollt, dass uns trotz des zweimaligen Umbaus und der hierdurch bedingten gänzlichen Veränderung der Kapelle ein wichtiges Stück von Brunos Bau erhalten blieb. Es ist dies ein romanisches, jetzt zugemauertes Portal, das sich an der Ostseite des Kirchleins befindet, wo früher der Weg von Laubenheim nach Grendelbruch vorbeiging. Die Türöffnung war nach oben geradlinig abgeschlossen. Das darüber sich befindende, rundbogige Giebfeld ist mit Flechtwerk, einem einfachen griechischen und einem sogenannten Pilgerkreuz geschmückt. Auffallend ist ein am rechten Türpfosten ausgehauenes menschliches Antlitz, bartlos und mit ernsten Zügen, sicher ein Porträt. Wen stellt es vor? Den Architekten oder vielleicht gar den Archidiacon Bruno selbst?

II.

Ueber diesem ehemaligen Eingang erblicken wir ein Wappen und darunter eine Sandsteinplatte mit einer Inschrift. Dass beide einer späteren Periode angehören als das romanische Portal, sehen wir schon an der spätgotischen Einfassung des Wappens. Die Inschrift, die im Jahre 1555 schon «ob dem kirchthürlein in Stein gehauen» war (D 50), besagt, dass Johannes Stör, Abt in L u h b a, die Kapelle wiederhergestellt habe im Jahre 1485. Die am Schlusse stehenden Buchstaben J. W. beziehen sich wohl auf den Baumeister. Das Wappen ist das der Stör von Störenburg, deren Stammschloss im St. Amarintale bei Wesserling stand. Es zeigt in rotem Felde einen mit drei blauen Eisenhütchen belegten Schrägbalken. Johannes Stör fügte noch den Abtstab bei, denn 1458 hatten ihn die Mönche von Lüders zu ihrem Abt erwählt, nachdem er vorher Decan der Abtei Murbach gewesen war. Er zeichnete sich aus durch weise Mässigung und

durch grosses Wohlwollen für seine Untertanen, die ihn nur den guten Abt nannten. In der Inschrift nennt er sich Abt in Luhba, was natürlich nicht heissen soll, dass Lauben damals eine Abtei gewesen sei, sondern nur, dass es dem Abte gehörte. Johannes Stör starb 1486, also schon ein Jahr nach dem Wiederaufbau der Kapelle³).

Prior von Lauben war um jene Zeit Ludovicus Wyss. Ihm verdanken wir eine genaue Aufstellung aller «Güter und Lehen der Herren von Luder zu Lauben und Girbaden Strassburger Bistums Anno Domini 1486 circa festum s. Martini» (G 2655 u. A H R, H div.). Darin erzählt er auch, dass Abt Stör die baufällig gewordene Kirche wieder aufgebaut und dafür eine Summe von über 500 Gulden verausgabt habe. Die Mauern, das Dach und der Turm seien erneuert und für diesen eine grössere Glocke angeschafft worden. (In einem Bericht vom 16. März 1589 (D 110) wird das Gewicht dieser Glocke auf einen Zentner geschätzt, das der kleinen auf sieben Pfund.) Der Abt habe ferner der Kapelle einen silbernen Kelch, ein schönes Messbuch und verschiedene Ornamente geschenkt. (Nach dem eben erwähnten Bericht von 1589 war der Kelch silbernen, vergoldet und trug Stör's Wappen.) Endlich habe er noch für den jeweiligen Prior ein schönes steinernes Haus bauen lassen. Um sich für alle diese Wohltaten erkenntlich zu erweisen, stiftete P. Wyss für den Abt Stör und dessen Vorgänger ein Jahrgedächtnis, das alljährlich am Tage nach St. Bartholomäus, dem Patron der Kirche, von zwei oder drei Priestern gehalten werden sollte.

Ludovicus Wyss hat uns auch ein von ihm 1490 aufgestelltes Inventar der damals vorhandenen Kirchen- und Hausgeräte hinterlassen (G 2655). Machen wir an der Hand desselben einen Rundgang durch die Räume und betreten wir zuerst die Kapelle. Daran, sagt er, sind «alle Fenster gut und gantz». Zwei Scheiben zeigen das Wappen der Herren von Lüders, eine Schwörhand. Auf dem Altar stehen: ein kleines Crucifix, zwei «alt liechtstöck», zwei «kertzen von einem fierling wachs», vier «gemolt stangkertzen, zwei mit dem Bilde s. Bartholomei und zwei mit dem s. Wolfgangi». Zum Decken des Altars sind vorhanden: sechs «altardiecher, zwei altardecken, ein stück von einem altar tuch und ein gemolt tuch als lang und breit als der altar». Wir erblicken ferner «eine ampel, zwei fenlin, ein alt kreutzil, eine tabula Veronice, einen weywasser kessel und drei mentil vir uns frow» (Mäntel für die Muttergottesstatue). Für den Gottesdienst sind da: «zwen ganz messgewand, ein liber antiquus (Messbuch), zwei altar kentlin (Kännchen), ein gloeklin ad elevationem, ein rouchfass mit wirouch, ein copal (= corporale) lad mit rot syden».



Photo J. Wimmer Das Klösterle, Wappen und Inschrift

Begeben wir uns nun in die Wohnräume. Ihre Ausstattung ist ebenso einfach wie die der Kapelle. Nur vier Betten laden zur Ruhe ein; sie lassen einen Schluss zu auf die geringe Zahl der Insassen des Klösterleins, das seinen Namen mit Recht trägt. Zu diesen Betten gehören «zehn lilach (Betttücher), ein langer pfulwen (Eederkissen), vier küssen, ein beltz decklach (Pelzdecke), zwei alt sergen und ein klein serg (Stoff aus Wolle mit Seide oder Leinen gemischt, Decke aus solchem) und ein linnen tepich». Zur Körperpflege stehen «eine badbütt und vier hantzwehel (Handtücher) zur Verfügung. Im Refectorium befinden sich «ein disch, ein sessel, stül und benck genug, ein beschlagener trog, ein nüwer (neuer) trog unbeschlagen, ein mus (Speise) trog und ein tennin (tannener) trog». An Tischwäsche sind vorhanden «zwei gross und drei halb dischlach» (Tischdecken). An der Wand hängt «ein ysin unbereit zitglock», d. h. eine eiserne Uhr, die nicht geht!

In der Küche erblicken wir zunächst «ein gross kensterlin (Küchenschrank), ein hangysen (zum Aufhängen des Kochtopfs), eine hackbanck, ein plumpfass (Butterfass), ein cuchin gumpost bütt (Sauerkrautbütte), eine cuchin fleiss (Fleisch)

bütt, zwei narten (Tröge, Mulden), drei kessel, vier pfannen, einen beschlagenen Eimer, eine hültzin (hölzerne) flasch, einen zwey emig zuber, ein emig zuberlin und by sechs kübel». An Geschirr haben die Brüder: «zwei zinnene Kannen, ein zinnen und ein hültzin Salzfass, zwei zinnen becher, bey zehn Krusen (Krüge) und gleser, bey zwanzig klein schüssel und soviel teller und leffel, zwei ölkrüg, bey drei grossen irdin hefen, zwei ysin leffel, ein irdin hantbeckin und zwei grosse kar» (Schüsseln). Erwähnenswert sind endlich noch: «ein pfefferstein und kolben, eine syhe (Seihe), ein trifuss (Dreifuss), ein hültzin Fasstrechter, ein messin liechtstöckel, ein wog und gewicht, zwei lattern und eine teigmolt».

Dass die Brüder sich eifrig der Landwirtschaft widmeten, beweist das Vorhandensein folgender Geräte und Gegenstände: «Ein senss bereit mit dem dengelgeschirr, kumpf und zwei stein, ein sensenblatt, zwei rebmesser, ein bickel, vier rechen, drei hangmesser, fünf äxt alt und neu, drei alt hauwen, zwei rütthauwen, zwei ysin misthocken, eine mistschufel, ein mistber, ein schwing und stock, ein geseigter (geeichter) sester, zwei rückorb, zwei hantkorb und ein leskorb, by vier kornseck, ein pfflegel, ein ritter, eine flachsbrech, eine tragbütt, ein saw trog, ein raff und baren (Krippe), drei kieglocken, ein karroch (carosse) sattel und kumit, zwei reder zu ein hantkarroch und zwei karrochzaum.

Die Brüder hatten das Recht, in der Magel zu fischen, soweit ihre Gerechtigkeit ging, «ungefähr 6 $\frac{1}{2}$ hundert mans gäng oder schritt lang, vorellen und andere fisch» (D 6). Sie hatten darum «einen fyschberer (Fischnetz) und rysen» (Reussen). Dass sie auch dem Weidwerk nicht abhold waren, zeigen eine «armbrust mit einem zuck, ein weidese (Sack zum Umhängen), ein vogelgarn und ein altes spieslin». An Handwerkszeug besaßen sie «vier borer, zwei stichbörllin, ein kieffermesser und endlich noch zwei haspel, bey zwanzig spullen (Spulen) und garnwinden». Auch ein «schermesser» fehlte nicht.

III.

Nachdem schon seit dem XIII. Jahrhundert enge Beziehungen bestanden hatten zwischen den Abteien Lüders und Murbach, vollzogen sie am 29. Oktober 1558 ihre Vereinigung «auf ewige Zeiten»⁹⁾. Von da ab unterstand das Klösterle dem Fürstabt von Murbach, und nun fließen die Quellen seiner Geschichte reichlicher. Während die Archive von Strassburg und Colmar in zahlreichen Urkunden einen Einblick in dessen Vergangenheit gestatten, enthält anscheinend das den Archives départementales de la Haute-Saône in Vesoul überwiesene Klosterarchiv von Lure nur sehr wenig auf unseren Gegenstand Bezügliches (A H S.⁹⁾ H 578). Wir

wissen darum nicht einmal, wann das Priorat eingegangen ist. Doch geschah das sicher schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, heisst es doch in einer Beschreibung von 1555 (D 50): «Und wurt, wie bisher beschehen, ein gantz Jar kein mess in disem kirchlein, dann uf disen Tag (s. Bartholomäi, 24. August) gehalten.» 1589 weiss man in Laubenheim schon nicht mehr, welcher Orden das Gotteshäuslein inne gehabt hatte. «Es sei gleichwol vor viertzig Jaren ein priester mit Namen Herr Hans geheissen und aus dem westreich dahin khomen, alda gewohnt und daselbsten auch gestorben.» Ob das nicht der letzte Mönch aus Lüders war? «Nachgohnts sei kheiner mehr alda gewesen oder gewohnt, sonder bis anher alweg ein meiger (Meier, Pächter) darin gehalten» (D 110). Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts wurde sodann im früheren Gotteshäuslein eine Kaplanei errichtet. Da sie ziemlich einträglich war, fehlte es nicht an Bewerbern. Als solche traten auf: 1555 Christoph Loser, Vogt zu Schirmeck für seinen Sohn, 1564 Christoph Vuettinger, Vogt zu Dachstein, für seinen Neffen Joannes Flaminus, 1568 der Canonicus Baltasar Mangollt, Stifts Haslach, für sich selbst, 1571 der Pfarrer von Grendelbruch Zacharias Vianden, Conventual von Altdorf, und 1585 Jacob Bobhardt genannt Schütz, Pfarrer von Molsheim (D 6).

In Wirklichkeit war das Klösterle seit Beginn des XVI. Jahrhunderts für die Stifter Lüders und Murbach nur noch ein Wertobjekt, aus dem sie einen möglichst grossen Nutzen zu ziehen suchten. Es wurde an irgend einen Liebhaber verpachtet, admodiiert, wie man damals sagte, und dieser liess die dazu gehörenden Liegenschaften durch einen Meier bewirtschaften, der im früheren Kloster, später Pfarrhaus und zuletzt Meierhof genannt, wohnte. An Zins wurden anfangs 40, nachher 50 Gulden jährlich bezahlt. Um 1600 werden Klagen laut, er sei zu hoch bemessen, zumal vom Admodiator verlangt wurde, die nach und nach in Verfall geratenden Gebäulichkeiten zu unterhalten. Admodiatoren waren:

1544 Herr Johann Andres Wolff, Dechant der Stifter sancti Florentii in Haslach und zum Jungen St. Peter in Strassburg, wo er auch wohnte. Die Urkunde (D 50) nennt ihn Inhaber des Priorats der Clusen zu Lauben. Sein Meier hiess Hans Eck und war von Mollkirch.

1555—1571 Jacob Loser, Sohn des bischöflichen Vogts von Schirmeck und Verwalter der Johanniter zu Dorlisheim. 1565 wurde ihm die Admodiation auf weitere neun Jahre verlängert. Von 1569 ab hatte er den Zins an Herrn Friedrich Röderer von Rodeck, Custos des Stifts Murbach, zu zahlen, dem vom Abt die Einkünfte des Priorats Lauben überwiesen worden waren. Jacob Loser starb 1571 (D 6).



Photo J. A. Roth

Mollkirch

1571—1595 Wilhelm Pirchinger, des Hohen Domstifts Strassburg Amtmann für Erstein. Seine Admodiation lautete auf achtzehn Jahre. Nach Ablauf derselben bat er am 10. April 1589 um Verlängerung seines Vertrags und hatte auch Erfolg damit, obgleich mehrere Mitbewerber auftraten (D 4). Unter diesen befanden sich Blasius von Mülnheim und Philipp von Fleckenstein, die um Verleihung der Propstei an ihre Mündel, die Söhne und Töchter Hans Friedrichs von Rathsamhausen zum Stein, und deren Amtmann auf Girbaden, Paulus Rycharlt, baten. (Schreiben vom 25. April 1585 an Herrn Johann Ulrich, Abt zu Murbach und Luder — D 6). Nutzniesser der 40 Gulden Zins war seit 1580 Herr Dietrich Deodar, Superintendent des Stifts Mur-

bach, dem sie der Abt Johann Ulrich «neben seiner verordneten Besoldung zu besserer Unterhaltung bewilligt» hatte. Unter Pirchinger sassen als Meyer auf dem Klösterle bis 1589 Christoph Kurz und von da ab Hans Christmann. Dieser zahlte für die um das Gotteshaus herumliegenden Güter 11, für das Fischwasser 4 und für Hurst (Wald) und Hecken 15 Gulden jährlich. Ausserdem lieferte er dem Verpächter 2—4 Sester Kesten (Kastanien), «je nachdem sie geraten» (D 110).

1595—1602 Georg Meyer, Bürger und Notar zu Strassburg. 1598 wurde er Stadtschreiber in Gengenbach (Baden).

1602—1621 Johann Weinemer, ein Hagenauer. Er war der letzte der von Murbach und

Lüders eingesetzten Admodiatoren. Im Jahre 1612 wurde ihm durch den Abt Johann Georg der Vertrag auf weitere neun Jahre verlängert unter Erhöhung der Pachtzinsen auf 70 Gulden (A H R, H div.). Und doch hatte er schon 1605 gebeten, denselben herabzusetzen und ihm zu erlauben, noch einen anderen Dienst, etwa eine Schaffnei anzunehmen, da er sich von dem Ertrag des Gotteshäusleins allein nicht erhalten könne (D 6). Mit seinem Vorgänger hatte er lange Auseinandersetzungen, in deren Verlauf der Prior von Lure für Meyer und der Amtmann von Girbaden für Weinemer eintraten. Meyer wollte Weinemer, den er früher selbst als Schaffner nach Laubenheim gesetzt hatte, wieder verdrängen, was ihm jedoch nicht gelang.

IV.

Sache des jeweiligen Pächters war es, die Gebäulichkeiten zu unterhalten. So heisst es in der Admodiation Jacob Losers vom 23. Juni 1565 (D 6): «Item soll er das gantz Closterle, ausgenommen die Kirch, im bau halten». Für die Kirche wollte das Stift selber sorgen. Etwas Erspriessliches geschah aber von keinem der beiden Beteiligten. Die Klagen über den schlechten Zustand sowohl der Behausung als auch der Kapelle wollen seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts nicht verstummen. In der «Ungevorlichen Beschreibung» von 1555 (D 50) lesen wir: «Das kirchlein samt dem pfarrhaus daran ist sehr dachlos (schadhaft). Sonderlich die scheuer und stell erfordern bauens und deckens, werden sonst nit zwei Jar noch beston mögen». Und im «Undergang (= Umgang zwecks Festsetzung der Grenzscheide) und Bericht» von 1589 (D 110): «Ist (im Kirchlein) das Tachwerckh von dem Regen verfault, schon etliche Löcher im Tach eingefallen, die Ziegel zerbrochen und auf der Mauren die Trem (Balken) abgefault. . . Item das Pfarrhaus, so ahn das Kirchlein gebauwen, ist gleichfalls im Tachwerckh und dem Inbaw zimlichermassen faul und verderbt». Weiter erfahren wir, dass im Boden Löcher sind, auf denen nur Dielenstücke liegen. Durch eines derselben ist «des Meyers fraw, als sie im Haus umgangen, durchgefallen».

An Vorschlägen zur Besserung und auch an Ansätzen zur Durchführung derselben hat es nicht gefehlt. Schon 1555 heisst es: «Das kirchlein sambt dem halben haus kürzlich durch den Inhaber ein wenig gebessert und gedeckt. Und wär das übrige hoch vonnöten zu decken und zu bessern, goet gar ab.» 1589 werden dem Abte bestimmte Vorschläge unterbreitet. «So man bauen wollt», sagt dort der beauftragte Beamte, Heinrich Herrman von Wattweiler, «hat man die Ziegel und den Kalk uff ein kleine meil wegs zuo Rossen, Mutzig und Thorlossen (Dorlisheim) zuo

holen, die dilen zuo Grendelbruch, auch eine halbe meil weges, stein und sand ist um das Gotteshäuslein herum zu bekommen. Wenn nicht genug Holz in des Gotteshäusleins Wald zu finden, so ist es vom Junker von Rathsamhausen (auf Girbaden) zu bekommen». 1595 ergehen an einen Bürger von Rosheim, namens Hans Schlachter, bestimmte Anweisungen: «Der Maurer soll das Gewölbe wie auch das Dachwerk heben und dann das Dach über der alten Kirch decken . . . der Zimmermann soll dem kleinen Gewelblein neue Sparren einziehen und auf das alte Haus einen neuen Dachstuhl samt einer Schiedwand machen» (D 6). Diese Anordnungen sind offenbar nicht ausgeführt worden; denn 1605 wird das Gotteshaus immer noch als baufällig bezeichnet. Dann aber wird ernst gemacht. 1604 wird das alte Haus abgebrochen (D 21), und am 7. März kann nach Gebweiler berichtet werden: «Der bau zu Lauben ist in aller arbeit und soll künftiglich früeling aufgericht werden» (D 6). Es handelt sich hier offenbar um einen Neubau, wahrscheinlich um die Anfänge des Bauernhofes, der jetzt noch der Kapelle gegenübersteht. Diese selbst wurde erst viel später erneuert, wie wir noch sehen werden.

Die Bestallungsbriefe verpflichten die Admodiatoren ferner, dafür zu sorgen, dass in dem Kirchlein Gottesdienst gehalten werde. Wilhelm Pirchingers Vertrag von 1571 enthält folgende Bestimmung: «Er soll den Gottesdienst wie von altem löblichen Herkommen versehen» (D 4), und Georg Meyer (1595) «soll einen nachgesehenen (benachbarten) Priester bestellen, der alle vierzehn Tage dort celebrire». In seiner Bewerbung um die Propstei vom 12. Mai 1585 sagt der Pfarrer Bobhardt von Molsheim, er «zweifle nicht, dass der gnädige Fürst lieber eine geistliche Person denn einen Layen damit bedenken wolle wegen Verrichtung des Gottesdienstes», und die Herren von Mülnheim und von Fleckenstein, die um Verleihung des Gotteshäusleins an ihre Mündel von Rathsamhausen auf Girbaden bitten, versprechen dabei, den Gottesdienst durch einen in der Nähe wohnenden katholischen Priester — die Rathsamhausen waren protestantisch — abhalten zu lassen. Bisher sei schlecht dafür gesorgt gewesen» (D 6).

Wie bereits erwähnt, bewarb sich im Jahre 1571 Zacharias Viander, Conventual von Altdorf und Pfarrer von Grendelbruch, um die Kaplanei Laubenheim. Aus seinem vom Feste Kreuz Erfindung datierten Gesuche ersehen wir, dass «gedachtes Clösterlein benebst Mahlkirch (so denen von Ratzenhausen zustendig) von der Pfarr Grendelbruch bishero noturfftiglich hat versehen werden müssen, da doch gedachter Pfarrer zu Grendelbruch für seine grosse mühe und arbeit gantz und gar geringe Belohnung

empfangen». Er wird von Murbach abgewiesen trotz wiederholter Empfehlung durch den Abt Bernhard von Altdorf (D 6). Im mehrfach angeführten Bericht von 1589 heisst es: «Ein pfarrherr von Grendelbruch, so uff ein guotte halb meil weg es hinder Lauben und Ruchenweg (vgl. das Ruchtal westlich vom Pupurkopf) ligt, khomt etwan zuo drey oder vier wochenn, wan er wol gelegenheit hatt, zuo celebriren. Dann er sagt, er habe nichts davon. Allein hab ihm Michel Pirchinger in fünff Jaren fier fiertl fruchte und alweg zuo essen mit grossem unwillen geben, begehrt jetztmoln, zuo vierzehen tagen dohin zuo khomen, für seine geng, mhüe und essen fünff und zwentzig gulden» (D 110). In einem am 12. November 1604 an den murbachischen Einnehmer und Kellermeister Joh. Pfisterer in Gebweiler gerichteten Schreiben beklagt sich Johann Weinemer bitter über den Pfarrer von Grendelbruch. «Dieser», so sagt er, «verkleinert ihn, indem er behauptet, dass er ihm die versprochene Besoldung hinderhalte, welches doch nicht ist. Als ich mich mit ime verglichen im beysein des Thalschreibers von Mutzig, hab ich ime versprochen zehen Gulden und ein Ohm weins das Jahr. Dafür wollte er uffs wenigst alle 14 tage zellebiren, hat aber von Weihnachten bis dahero nit mehr denn drey mahl Mess gelesen. . . So bin ich verursacht worden, mich mit einem Caplan zuo St. Lienhard (bei Börsch) zuo vergleichen, und solcher schon einmahl dagewesen, um die kürch, wie sich gebiert, zu versehen. . . Das hat der Pfarrer von Grendelbruch verboten, denn er sei Herr und Pfarrer, ich dürffe keinen anderen haben» (D 21). Der betreffende Pfarrer — er hiess Bartholomäus Reckh und war, wie seine Vorgänger, ein Mönch aus der Abtei Altdorf — hatte sich in der Tat schon am 4. Februar 1605 beklagt, er habe den Gottesdienst im Gotteshaus Lauben «mit Predigt, Celebriren und Administration der hl. Sacramente abgehalten, aber die Competenz nicht erhalten» (D 6). Selbst der Schilling vom Heidacker, der «dem Pfarrherrn zu Grendelbruch für sein jharliche Competenz assignirt» war, wurde ihm strittig gemacht (A H R, H div.).

Am 6. Sept. 1612 wurde Grendelbruch von einer Feuersbrunst heimgesucht, der neben 25 Häusern und 7 mit Getreide gefüllten Scheunen auch das Pfarrhaus mit allem, was darin war, zum Opfer fiel. Dem Pfarrer blieb nichts als das nackte Leben. Da wandte sich P. Bartholomäus Reckh am 12. Februar in einer lateinisch abgefassten Eingabe an den Erzherzog Leopold, Bischof von Strassburg, mit der Bitte um Hilfe durch ein Empfehlungsschreiben an den Fürstabt von Murbach, der in Laubenheim

eine Kirche und ein Haus besitze, die wie ein Klösterlein von einer Mauer umgeben seien. Dieses Haus sei leer und könnte bewohnt werden. Er bittet, ihm beide zu überlassen, bis in Grendelbruch die Häuser wieder aufgerichtet sein werden. Die bischöfliche Kanzlei verfügt schon am 21. September, aus der Scheune des Seminars zu Molsheim zur Linderung der ersten Not an die Abgebrannten Brotgetreide abzugeben, und schreibt gleichzeitig im Sinne des Bittstellers an den Abt zu Murbach (D 6). Ob dem Wunsche stattgegeben wurde, ist aus den Urkunden nicht ersichtlich.

Die Einwohner von Laubenheim und Molkirch hätten schon damals gern einen eigenen Pfarrer gehabt. So schreibt der Admodiator Georg Meyer (1595—1602) in einem Bericht ohne Datum: «Die Collatur dieses Gottesheuslins belangend, habe ich soviel inen Erfahrung, das ein abt des Closters Altorff einen Priester gen Grendelbruch (vast zuo stund wegs von dissem Gottesheuslin in einem rauhen Tahl gelegen) zu setzen hat. Nun gehören die Untertanen zuo Lauben und Molkirch lebendig und todt inn dieselbig Pfarr genn Grendelbruch, und um deswillen hat ein Pfarrherr daselbsten den Zehenden dieser beiden Ennden Lauben und Molkirch. Sie verlangen, bei dem Gottesheuslin begraben zu werden und erbieten sich, einen Pfarrherrn deswegen zu besolden» (D 21). Und im Bericht von 1589 lesen wir da, wo von der Instandsetzung der Kapelle die Rede ist: «Die Burger sind zum Fronen nicht verpflichtet; doch sind sie bereit, es zu tun, so man einen priester das Jar uss nur zuo 14 Tagen dahin vermecht, der celebriert und das wortt Gottes verkhindt. So wollten sie auch dem Gotteshaus fronen und fahren. Damit sie ahn der nähe und nicht auf ein halb Meil wegs zuo Kürchen göhn derfften». Sie fanden aber damit einweilen kein Gehör. «Ist das Gotteshaus Laubenheim», wurde ihnen gesagt, «nit schuldig noch je schuldig gewesen, ein Pfarherrn dahin zu setzen, sonder steht das der Gemeinen zu, und geht diese sach das Gotteshaus im geringsten nit an» (A H R, H div.). (Schluss folgt.)

Anmerkungen

- ¹⁾ Die ohne nähere Bezeichnung angeführten Urkunden sind dem Strassburger Bezirksarchiv (Archives régionales et départementales du Bas-Rhin) entnommen. — ²⁾ Witte, Genealogische Untersuchungen, Jahrb. f. lothr. Gesch. V (1895) 2. Hälfte, S. 26. — ³⁾ L. Besson, Mémoire historique sur l'abbaye et la ville de Lure, Besançon 1846. — ⁴⁾ A H R = Archives départementales du Haut-Rhin. — ⁵⁾ Gatrio, Geschichte der Abtei Murbach, Strassburg 1895. — ⁶⁾ Archives départementales de la Haute-Saône.

Die einsame Ferme

Eine Vogesenovelle von Fr. Lutzing

(Schluss)

II.

Für den Abstieg wusste Keller eine Forststrasse, die schnell und mühelos das Wiesental erreichen lässt. Spärlich waren unterwegs unsere Worte, aber die Hingabe an lange Gedankenreihen und Ueberlegungsketten verkürzte uns an ihrer Stelle den Weg, so dass wir bald, aus dem Laubwald tretend, die regellos zerstreuten, nicht eben sehr zahlreichen Häuser vor uns hatten, aus denen diese Talgemeinde besteht, der wir uns rasch näherten.

Wir waren etwas überrascht, eine grosse Zahl der Einwohner am Fischweiher versammelt zu sehen, der seine weite Fläche am Südausgange der Siedlung erstreckt. Sonst pflegte er immer einsam zu sein, versicherte mir Keller, worauf ich sagte:

«Es wird eben etwas Besonderes geschehen sein!» —

«Schon wieder», meinte er leise vor sich hin. Ich verstand das wohl. —

Ja, ich hatte recht: es hatte sich hier in der Tat etwas ereignet, was in dieser ruhig-friedlichen Gegend zu den grössten Seltenheiten zu rechnen war. Wir waren jetzt dort. Am Stauwehr, welches den Abfluss des Weihers in den Talbach zu regeln hatte, war die Leiche eines jungen Mannes gefunden worden. Heute morgen ganz früh, vom Wärter. Jetzt standen schon viele Männer, etliche Weiber und einige Kinder am grasigen, blumigen Rande der kleinen Wasserfläche, betrachteten den Toten, der nicht lange im Wasser gelegen haben musste, und teilten sich gegenseitig Gefühle und Ansichten mit. «Auf dem Heimweg im Nebel auf die Seite geraten, den schmalen Pfad verfehlt und ins Wasser geraten. Ist mir auch beinahe schon so gegangen, freilich war's nach dem Nationalfest, das wir drüben in Giromont bei Wein und Schnaps tüchtig gefeiert», meinte ein alter Bauer.

«Hätte er doch schreien können in solchem Fall und die Gabriess, welche kaum einen Ruf weit vom See abwohnen, hätten's hören müssen. Von einem Landstreicher ermordet und hinein ins Wasser, mein' ich eher!»

«Wunden hat er keine», warf der Seewärter ein, «wer kann in dieser Gegend nicht schwimmen. Er hätte sich leicht ans Ufer retten können, wenn ihn jemand hineingeworfen hätte!»

«Ja, aber was dann?»

Alle waren im stillen derselben Ansicht, fanden die gleiche Lösung, wollten sie aber offenbar nicht aussprechen: diese einfachen Leute haben meist eine gewisse Scheu davor, das Wort «Selbst-

mord», das an sich schon Sünde bedeutet, auszusprechen. So schwiegen sie alle im Kreise und dachten doch alle dasselbe, schreckten davor zurück, einem Vorfalle die richtige Bezeichnung zu gönnen, und suchten doch im Innern die Beweggründe hierfür, die den jungen Burschen zur Tat getrieben haben konnten. Das schien ihnen nicht unerlaubtes Beginnen zu sein, nur die Formung des treffenden Wortes «Selbstmord».

Wir beide standen ebenso still und stumm da, brachten diesen Fall in enge Verbindung mit dem nächtlichen Vorfall auf der Ferme Gazon des Prés, obwohl uns ja hierzu alle nötigen Ideengänge und Schlüsse fehlten. Aber das sichere Gefühl setzt sich ja oft über den mangelhaft arbeitenden Verstand hinweg. So war es hier. Ich hätte geschworen, hier bestünde ein Zusammenhang, obwohl er mir absolut fremd war. Dass Keller das gleiche dachte, verriet mir sein leises Zuflüstern der Worte: «Er von dort». Er blickte hinauf nach der östlich im Sonnenglanz stehenden Höhe, wo unser Nachtquartier sein musste, und drückte die alte Kappe fester, die seine Hand umschloss. Also er: ein junger, kräftiger Bursche, sechzehn Jahr vielleicht, robust, gedrunken, derb und ärmlich gekleidet wie ein Knecht, harter Gesichtsausdruck, etwas rohe Züge.

Sollten wir fragen? Mir war es nicht danach zu Mute. Besser hinstehen, gaffen, horchen, schweigen, grübeln wie diese Einheimischen, die den Toten doch jedenfalls kannten. Sie würden schon etwas verlauten lassen, von Zeit zu Zeit, was uns diente. Richtig. Denn da meinte einer:

«Siebzehn Jahre war Ambroise alt. Nun ist er erlöst, hat doch wenig Schönes gehabt auf dieser Welt, der arme Kerl!»

«Sein Herr wird Augen machen. Sein Knecht muss ihm doch mangeln. Weiss er's schon?»

«Vor einer halben Stunde ist Thiébaud hinaufgegangen, um ihn zu benachrichtigen. Sie werden jetzt bald miteinander kommen!»

«Ja, wenn der Alte nicht schon hinauf nach Gazon des Prés ist, um die Ferme den Sommer über zu beziehen. Er wollte doch gestern schon hinauf, sagte er zu mir.»

«Er ist noch da. Infolge des Unwetters hat er den Aufstieg verschieben müssen. Jetzt muss er ohne Jungknecht hinauf, wird viele Arbeit haben, denn Ambroise war fleissig und anständig!»

Wie angenehm für unsere Seele, wenn sich die Schatten allmählich und ständig über einem Geheimnisse lüften, das sie zu verstehen sucht, so wie der Uebergang von der Nebelnacht in den Sonnenmorgen die Sinne freut. Die zweite Auf-



A. Dubois

Beim Pflügen

klärung heute schon. Jetzt wussten wir zwei ja schon sehr vieles, sahen schon heller, noch einige Nebelballen zur Seite, und wir hatten das Licht, das unser Inneres erhellen würde. Ja, wir hatten recht: Gazon des Prés, Fremder, Ambroise, Selbsttötung, alles hing zusammen, ein geheimes Band umschloss unsere Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden. Ich habe durchaus keine Lust, kein Bedürfnis, hier Fragen zu stellen, ich habe das Empfinden, alles müsse sich von allein lösend aufdrängen. Keller hat sich sinnend auf einen breiten Markungsstein gesetzt. Der arme Junge, soviel Kopfzerbrechen hat ihm bis heute keiner seiner zahlreichen Ausflüge verursacht. Aber ich kann ihm nicht helfen, er muss schon selbst allein mit den Ereignissen und ihren seelischen Rückschlägen fertig werden, bei denen er vielleicht eine grössere Rolle gespielt hat, als er ahnt und glaubt.

Da geht eine Bewegung durch die plaudernden Versammelten um uns, man weist mit den dicken Händen nach drüben, wo zwei Männer über den Steg zu schreiten kommen, langsam, im Gespräche. Ich höre Stimmen um mich: «Ah, Thiébaud hat den alten Vitron gefunden . . . er wird am besten über seinen Jungknecht Auskunft geben können. . . Dort kommen sie miteinander. Passt auf!»

Die grossen, breiten Gestalten der starken Bauern treten mit Grüssen in den Kreis der Menschen am Weiherrand, Vitron beugt sich über den Körper seines toten Angestellten:

«Dummer Kerl: sich so etwas zu Herzen zu nehmen! Denn sicher trägt dieser Vorfall die

Schuld; denn sonst hat es ihm ja nie an etwas gefehlt, er war immer glücklich, zufrieden, wohlgenut, wenn's ihm auch das Leben schwer gemacht hat durch den Fehler der Natur selbst. Hab's ihn aber nie entgelten lassen.»

«Hat's etwas zwischen Euch gegeben?» fragt ein Neugieriger.

«Kaum der Rede wert, eines solchen Ausgangs erst recht nicht. Armer Teufel, er nahm meine Drohung allzu wörtlich. Ihr wisst alle, wie lange er bei mir war, wir verstanden uns genau, was der andere wollte. Da bedurfte es gar keiner Worte und Reden mehr, die Blicke, die Gesten, die sagten alles unter uns beiden. Wisst Ihr, wenn man so lange beinander lebt. . . Er war ja ein Kind, als ich ihn nahm. . .»

«Ja, was hat's denn zwischen Euch gegeben?» fragte ein anderer Wissbegieriger, dem Tatsachen lieber waren als Reflexionen. Jetzt geht der Alte endlich darauf ein.

«Er liess mir immer die Seifenstücke auf dem Brunnentroge liegen, der Dummkopf. Sonst war er gewissenhaft, aber das wollte ihm nicht in den Schädel. Und die Kühe frassen das Zeug jedesmal auf, das kann ihnen das Ende geben, deshalb verbot ich's ihm immer wieder. Er hörte nicht. Gestern hatte er's wieder getan. Da verlor ich die Geduld! Der stärkste Faden reisst mal! Warum wollte der Kerl mit der Seife nicht gehorchen! Ein grosses Stück verschwand im Magen der besten milchgebenden Kuh. Da zog ich dem Ambroise eine über die Backe, von rechts, dann noch eine von links. So, jetzt wirst Du's endlich behalten mit der Seife, dachte ich. Hab' ich nicht

recht gehabt, ihr Leute? Hab' ich etwas Böses oder Verbotenes getan?»

«Nicht daran zu denken», fasste einer die Gesamtmeinung der Umstehenden in Worte, «man wird doch einen Knecht noch züchtigen dürfen, wenn er der Wirtschaft schadet!»

«Gut», fuhr Vitron fort, «dieser Esel von Ambroise weinte wie ein Kind. Ja, ich sage es Euch, wie es ist, er heulte wie ein kleines Kind; so nahm er sich diese gutgemeinten Streiche zu Herzen. Das ärgert mich, weil ich's doch nicht böse gemeint hatte. Wenn Du nicht sofort still bist, Du Heuler, Du erbärmlicher, so kündige ich Dir den Dienst, werfe Dich auf die Strasse. Und der Kerl kommt nicht mehr aus dem Schluchzen heraus. Da riss mir wieder die Geduld. Wisst Ihr, einmal ist die längste Geduld zu Ende, und ich verbiete ihm mit drohender Gebärde, mein Anwesen noch einmal zu betreten. Es ist wahr, so etwas war zwischen uns noch nie vorgefallen, nie hatte der arme, stille Kerl eine Ursache zur Klage gegeben, aber einmal kann's eben überall passieren, nicht wahr?»

Die Leute sind still, einige nicken, andere betrachten den toten Leib, der so viel gearbeitet hat von Jugend an und der jetzt zu nichts mehr zu gebrauchen ist. Dort zählt Menschenwert nur nach Muskelkraft, die man verwerten kann, in jener derben Gegend der Landarbeit und Viehzucht. Eine Uhr, die nicht mehr geht, ein Feldgerät, das zu nichts mehr taugt, das ist ein Leichnam. Und trotzdem spielt leises Mitleid hinein: Der arme Kerl! Der böse Tod, das rauhe Sein!

Der alte Vitron sagte weiterhin:

«Hab' ich etwa unrecht getan? Es sollten ja nur Drohungen sein. Er hätte mich doch verstehen sollen, wo er mich immer sonst verstanden hatte. Aber diesmal sah er alles grau und schwarz. Ich rief hinter ihm her: Mein Lebtag lass ich Dich nicht mehr in den Hof! Merk' Dir's. Streife mir ja nicht ums Haus, sonst schiess' ich auf Dich. Ich will Dir's zeigen, meine wertvollen Rassekühe mit Seife vergiften, du Wicht! Zahlst Du sie? Heute zieh' ich hinauf nach Gazon des Prés, aber ohne Dich! Und droben will ich nichts sehen von Dir und nichts hören, sonst setzt's. Verstanden?»

Ach, hätte ich doch nicht so dumm geplappert, ich Esel. Ich wollte den grossen Herrn spielen, ihm tiefe Angst einjagen, um ihm jene Vergesslichkeit abzugewöhnen. Ich war zu streng, er so empfindlich, alles für bare Münze zu nehmen. Hätt' ich's gewusst, dass es so kommt! Nun liegt er da und ist tot. Einen solchen Arbeiter werde ich schwerlich wieder finden. Da ging er fort, und ich wusste nicht wohin, ich weiss auch nicht, wo er sich die Nacht über aufgehalten hat. Erst gegen Morgen ist er ja verzweifelt hier an den Fischweiher gekommen, meint Ihr alle.

Wo war er die ganze Nacht über? Vielleicht auf Gazon des Prés oben? Wer weiss! Um dort nochmals bei mir Einlass zu begehren, im Glauben, mein Zorn sei verraucht. Er hing doch so an mir, ich weiss das. Des Unwetters halber verschob ich gestern meinen Aufstieg auf heute Nachmittag, aber das konnte er nicht wissen, musste aber an der Ferme sehen, dass ich nicht oben war, da die Türe offen stand, das Haus leer war. Wer weiss, was der Kerl im Schädel hatte. Im Orte war er nicht mehr. Die Sache wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben, warum der Tropf den Mut verlor. Heute, dachte ich, kommt er wieder an deine Tür und bettelt um Aufnahme, alles wird wieder gut, die Nacht ausser dem Hause wird ihm in Erinnerung bleiben für die Seifengeschichte. So, nun wisst Ihr alles!»

Ob er oft solche langen Reden führte? Wohl kaum, aber er wollte, dass man alles genau wisse. Ja, auch wir beide wussten es nun, aber viel genauer als die Bauern um uns her. Er war tatsächlich hinaufgestiegen der junge Mensch, trotz Wind und Wetter, um an der einsamen Ferme nochmals bei seinem Patron Nachsicht zu finden, hatte geglaubt, dieser wäre schon oben, wie er's gesagt hatte, um Quartier zu machen zum demnächstigen Aufzug des Viehs. Er fand die Türe verriegelt, durch uns, als er spät nachts dort ankam, vielleicht im dichten Nebel lang irre gelaufen wie wir. Und an wen anders hätte er als Insassen der Ferme denken sollen als eben an seinen Herrn? Und diese Türe war ihm verschlossen geblieben, das raubte ihm Hoffnung und Mut. Er versuchte alle Mittel, um sich bemerkbar zu machen; glaubte vielleicht seinen Meister in tiefem, gesundem Schlaf befangen. Aber er sprach kein Wort, rief auch nicht, gab auch keine Antwort auf meinen lauten Ruf. Als hätten unsere beiderseitigen Gedanken ganz parallele Bahnen eingeschlagen, so richtete Keller in diesem Moment die berechtigte Frage an mich, die ich ihm doch nicht beantworten konnte:

«Aber er hätte doch leicht sagen können, wer er ist! Hätten wir gewusst, wer draussen steht, so hätten wir ihm doch gleich aufgemacht. Um alles in der Welt, was hinderte ihn am Gebrauch der Stimme?»

Da traf ein Wort aus der nahen Gruppe mein Ohr, und ich sagte zu ihm:

«Pass auf, horch' da hinüber, was der Pfarrer eben sagt, dann wirst Du schnell begreifen. . .»

Denn drüben hatten sich die Ortsbewohner um ihren Geistlichen geschart, der soeben aus dem Orte gekommen war, um sich selbst über den traurigen Vorfall zu unterrichten, an Ort und Stelle zu untersuchen. Der sagte jetzt im ernstesten Tone einer allgemeinen Ermahnung:

«Aus Verzweiflung beging er die sündige Tat. Wäre er einer der unsrigen gewesen, so wäre sie



*Radierung von
A. Dubois*

*Strasse in
Romansweiler*

ihm schwer anzurechnen, aber er gehörte einer andern Welt an, die wir uns, Gott sei's gedankt, nicht vorstellen können, Nicht sich durch Worte mit den Mitmenschen verständigen zu können, nichts von ihnen zu hören, nichts zu ihnen sprechen zu können sein Leben lang, ein armer Taubstummer zu sein, der all unsere Güte, Nachsicht, unser Mitleid verdient, selbst jetzt noch nach seinem freiwilligen Ende. Möge er jetzt den Frieden gefunden haben, den ihm die Erde nicht bot. Man muss das Gericht in der Kreisstadt herrufen, damit es den Tatbestand aufnimmt. Geht wieder an euer Tagewerk, liebe Leute, und lasst einen Wächter bei dem Toten. Betet für seine arme Seele, damit sie bald erlöst sei von Schuld und Sünde!»

Niemand zweifelte jetzt mehr an dem absichtlichen Tode des Knechtes, der alte Pfarrer hatte in kurzen, guten Worten der Meinung aller den besten Ausdruck gegeben. Da war nichts mehr zu gucken, zu denken, zu reden, zu grübeln. Man schüttelte noch einmal den Kopf, warf einen letzten Blick auf die Leiche und ging dann in Grup-

pen fort. Ein alter Mann, der nicht viel besseres mehr zu tun imstande war, blieb als Wache da.

Auch wir kannten jetzt endlich den Hergang der nächtlichen Szene. Ambroise musste sich auf der einsamen Ferme Gazon des Prés als von seinem Brotherrn endgültig verstossen ansehen. Dazu der Schuss aus Kellers Revolver. Hatte er das Feuer blitzen sehen, die Kugel gespürt, die ihm durch die Mütze fuhr, vielleicht ganz leise die Detonation vernommen? Da glaubte er alles verloren, ergriff die Flucht, der Lebensmut schwand ihm, er warf dieses von sich. Ich blickte zu Keller hinüber und sagte zu ihm:

«Armer Freund, Du hast Dir da Dein Gewissen ganz unnötig beschwert, ohne direkt schuld zu sein am Tode dieses Unschuldigen, bist Du doch Antrieb gewesen. Vielleicht hätte sich noch alles eingerenkt, wenn Ambroise nach Le Verger zurückgekehrt wäre und Vitron ihn wieder aufgenommen hätte. Dein verteufelter Schuss! Es hat nicht sein sollen. Ein Beweis, ein fester untrüglicher Beweis dafür, dass wirklich Ambroise in der Nacht um die Ferme geschlichen war,

fehlt uns freilich! Aber nicht doch! Die gefundene Mütze ist ja da!»

Ich nahm sie dem Freund aus der Hand und trat zum Bauern, der eben mit dem Geistlichen als letzter das Ufer des Weihers verlassen wollte, fragte ihn:

«Sie entschuldigen wohl, Monsieur Vitron, aber als wir über die Wiese kamen, fanden wir diese Mütze hier. Möglich, dass sie des Toten Eigentum ist. Sie werden dieselbe wohl sofort wiedererkennen?»

Der alte Mann blickte zunächst mich genau an, dann die Kopfbedeckung, die ich vorwies.

«Hätte viel Arbeit, mich um die Hüte und Kappen meiner Knechte zu kümmern. So viel ich mich übrigens erinnern kann, trug Ambroise immer einen alten, weichen Filzhut. Ich entsinne mich nicht, ihn je in einer Mütze gesehen zu haben.»

Der Pfarrer setzte hinzu: «Immerhin wollen wir diesen Fund der beiden Herren Touristen dem Untersuchungsrichter übergeben, aus solchen Kleinigkeiten konstruieren sich diese Fachbeamten oft ganze Ereignisse zurecht.»

Dann gingen die beiden. Ich teilte Keller den ihm günstigen Bescheid mit, aber der schüttelte den Kopf, wollte von keiner Ausrede und Erleichterung etwas wissen.

«Du fühlst ja in deinem Tiefinnersten genau so felsenfest wie ich, dass es Ambroise war und kein anderer, auf den ich da oben schoss, gib's doch zu. Wenn auch der eigentliche Beweis fehlt, brauchen wir beide wirklich noch einen solchen, oder wissen wir's nicht besser, was da oben geschehen ist?»

Ich schwieg, da er recht hatte. Später, als ich an seiner Miene und Laune sah, wie ihn das Geschehnis niederdrückte, sagte ich tröstend zu ihm:

«Selbst angenommen, es wäre alles so, wie wir meinen, so wärest Du nicht allein Schuld an dem tragischen Ausgang: Vitron hat Schuld mit seinen Drohungen, ich mit der Weisung nicht zu öffnen, Ambroise selbst mit seiner Mutlosigkeit, alle tragen einen Teil. . .»

«Aber ich mit meiner Waffe den grössten!»

Ihm war nicht zu helfen. Ich setzte mich neben ihn auf einen andern Stein. So sassen wir

lange still beisammen und sannen. Die Zeit verrann, wir wussten nicht wie.

Wie lange wir geträumt hatten? Die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel herunter, warm, heiss, ja sengend, da es Mittag geworden war, wie mich meine Uhr belehrte. Das Lichtgestirn spiegelte seine Blitze in den Fältchen des Fischweihers wieder. Drüben lagen die zerstreuten Häuser des Dorfes Le Verger, mit hübschen Gärten, Obstbäumen, Büschen, Sommerblumen. Goldfarben leuchteten sie aus sattem Grün herüber, auch rot wie das Blut oder blau, als spiegelte der Himmel sich in Glaskelchen. Der Bach rauschte durch die hellgrünen Wiesen des Tales. Rings stiegen die Berge empor, weit, hoch, als wollten sie diesen hübschen Fleck Erde zwischen sich erdrücken. Ein Seitental nach West, von dort wird die Gerichtskommission aus der Kreisstadt kommen. Da sitzt ein alter Mann, lebendig trotz der Bürde seiner Jahre und hält die Totenwacht bei einem jungen Blut, das den Tod früh gesucht. Ich sitze dabei und sehe das alles zu, doch mehr beteiligt an allem als ein Zuschauer beim Vorführen eines Dramas im Theater. Ich hatte ja selbst eine Figurantenrolle spielen dürfen. Neben mir ein junger Mensch, der sich heftige Selbstvorwürfe macht, die ich nicht vertreiben kann. Ich muss es aber doch noch einmal versuchen, klopfte ihm auf die Schulter:

«Wie wär's, lieber Kerl, wenn wir weiter zögen? Wieder auf flottem Marsch Stellen suchen, wo der Friede des Seins nicht entheilt wurde wie an dieser Unglücksstätte hier? Vergiss nie deinen Revolver, sei sparsam in seiner Verwendung. Waffe bleibt Waffe, selbst der bewaffnete Friede, so gut und ehrlich gemeint er sei, trägt stets den Keim blutiger Zukunft in sich, weil er sich eben auf Mordwerkzeuge stützt und verlässt. Die wollen arbeiten, wollen Blut und Tod. Jedes Erdending will seinen Zweck erfüllen, zu dem es geschaffen, auch die Mordgeräte, die der Menscheng Geist ersann. Du bist nicht schuld am Verhängnis, die Waffe lockte Deine Hand. Komm jetzt, in anderer Gegend wirst Du schnell all das Ueble vergessen!»

Da stand er langsam auf, nestelte in seiner Tasche, warf den Revolver mit raschem Griff in den Fischweiher, so dass sein Wasser hoch aufspritzte, drückte mir die Hand. Und wir verliessen Le Verger.

||||| Ausschau |||||

Büchertisch

Joseph Brauner, Sebastian Stoskopf. Ein Strassburger Maler des 17. Jahrhunderts 1597—1657. Strassburg, 1955 (= Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg, Reihe A, Band X).

In der vorliegenden Studie hat der Direktor des Strassburger Stadtarchivs anlässlich der Erwerbung eines Oelgemäldes des Sebastian Stoskopf für die städtischen Sammlungen die äussere Lebensgeschichte dieses bedeutenden elsässischen Stilleben-Malers tieferschöpfend aufgeheilt und in fesselnder Weise dargestellt. Bisher unbekanntes und unbenütztes Aktenmaterial des Strassburger Stadtarchivs in Verbindung mit Notizen aus der gedruckten Literatur und ungedruckten, auswärtigen Quellen ermöglichte eine lichtvolle und solid unterbaute Lebensbeschreibung des Meisters Stoskopf, über den wir bislang nichts Rechtes wussten. Brauner hat durch diese Arbeit die Kunst geschichtlichen Forschens und Findens und geschickter, wissenschaftlicher Darstellung in trefflicher Weise nachgewiesen. Im Anhang bietet seine mit drei Reproduktionen Stoskopfscher Werke geschmückte Monographie wertvolle archivalische Beigaben und dankenswerte Literaturnachweise und Quellenbelege. Auch die drucktechnische Ausstattung verdient volle Anerkennung. Das nach innen wie nach aussen gleich gediegene Werk wird sicherlich allen Kunstfreunden und den Alsatica-Sammlern im besonderen viele Freude bereiten.
Dr. R.

Claus Reinbolt, Georg Schaffner. Eine Würdigung. Strassburg, Heitz & Cie 1953. (= Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg).

Georg Schaffners «Belagerung» wird in der laufenden Winterspielzeit neben René Schickeles «Hans im Schnakenloch» und Eduard Reinachers «Der Diebstahl im Teehaus» auf der Bühne des Strassburger Stadttheaters zur Aufführung gelangen. Wir freuen uns dieser künstlerischen Tat, durch die elsässische Dichter in ihrer engeren Heimat zur Geltung gebracht werden sollen und begrüssen mit freudigem Dank die glänzende und tiefgrabende Würdigung, die soeben Claus Reinbolt dem Gesamtwerk des einsamen und weltfremden Dichters Georg Schaffner in so vortrefflicher Weise zu teil werden liess. Nur wenige standen bisher dem Schaffen dieses ehrlich und rastlos ringenden Dramatikers nahe, nur wenige konnten in die Tiefe seiner Gedankenwelt eindringen. Claus Reinbolt stand und steht Schaffner als Dichter und Freund besonders nahe, er war wie kein anderer berufen, Schaffners Gesamtwerk, das 5 Gedichtbände und 15 Bühnendichtungen umfasst, weiteren gebildeten Kreisen in seiner stofflichen Struktur, in seinen inneren Zusammenhängen und Untergründen darzulegen und dabei die hohe Geistigkeit und schöpferische Menschenliebe des Dichters aufzuzeigen. Wir staunen über das Ergebnis dieser Achtung gebietenden Würdigung, die uns eine gewaltige seelische Voraus-

gabung eines begabten, jungen elsässischen Dramatikers nahegebracht hat.
Dr. R.

Laurent Pflieger, Chronik des Dorfes Krautergersheim. Selbstverlag des Verfassers, Strassburg-Königs-hofen 1953.

Diese geschickt abgefasste und gut illustrierte Dorfehronik, die durch ihre frische Gegenständlichkeit und schlichte Herzenswärme den Mann aus dem Volke wie den Gebildeten fesselt, ist eine sehr beachtenswerte Bereicherung der Alsatica-Literatur. Je nachdem die Quellen flossen, bietet der fleissige Verfasser, dem kaum etwas Wichtiges entgangen sein dürfte, die Ergebnisse seiner Forschungen in gemeinverständlicher, packend-lebendiger Form, bald ausführlicher, bald kürzer. Ein reiches kulturgeschichtliches und volkskundliches Material ist in die ortsgeschichtliche Darstellung eingeflochten, die viel mehr ist als eine trockene Aufzählung und Aneinanderreihung von Ereignissen, wie wir sie bei den landläufigen Ortsgeschichten gewohnt sind. Möge das schöne Buch nicht nur den Ein- und Umwohnern Krautergersheims, sondern auch recht vielen Freunden unserer Heimatgeschichte Freude bereiten!
L.

Carl Reyss, Kling, Klang, Gloria. Zehn Kinderlieder für eine Singstimme und Klavier. Strassburg, Heitz & Cie 1953.

Der Komponist, dessen fruchtbares Schaffen längst über die Grenzen unseres Heimatlandes hinaus die verdiente Anerkennung gefunden hat, legt uns hier eine Auslese aus der Kinderliederdichtung mit feinsinnigen und echt kindertümlichen Vertonungen vor, die zu dem Wertvollsten gehören, das wir auf diesem Gebiete kennen.
B.

Raymond Buchert, Setzli üs mim Ländel. Strassburg, Heitz & Cie 1952.

Dieses Werkchen ist ein scharfes Gegenstück zu Bucherts oft gekünstelter hochdeutscher Produktion. Einfach sind diese Mundartgedichte und doch voller Kunst und tief, einfach in Form und Sprache und treffend im Ausdruck und in den Bildern, denn sie schöpfen aus dem Herzen unseres Volkstums und unseres Landes. Die einen plaudern mit den Jahreszeiten und mit dem Leben des Alltags und leben mit der Natur, gehen in ihr auf. Die andern lassen die Fee der Liebe warme und helle Töne anschlagen. Es will in diesen Gedichten nichts Gewaltiges oder Umstürzendes sein, gerade deshalb sind sie echte Lyrik.
Cl. W.

Eugen Roedel, Klingendes Blut. Strassburg, Heitz & Cie 1952.

Einige dieser Gedichte sind sehr ansprechend in der Form und auch gedanklich. Aber es ist die altgewohnte Form, wenig, was als neu oder persönlich empfunden wird. Nur hier und da ein Ton, der einen aufhorchen macht und das Herz schneller schlagen lässt. Das Blut sollte anders klingen: rascher, ungestümer, sehnsüchtiger, — blutiger!
Cl. W.

Vogesen-Wanderungen

Ingweiler — Tierkirchlein — Lichtenberg — Wingen

Gehzeit: 5 Std.

a) Ingweiler — Tierkirchlein. $1\frac{1}{4}$ Std.

Wegezeichen: blauer Strich

Vom Bahnhof links in den Ort und bei der Kirche eine Strasse kreuzen. Wegweiser: Niederbronn, Rothbach. Nach 7 Min. bei Strassenteilung links und nach 5 Min. bei nochmaliger Strassenteilung wieder links. (Rechts blaue Scheibe nach Schillersdorf.) Nach 6 Min. bei Strassenteilung links weiter, langsam ansteigend. Nach 5 Min. bei Teilung rechts und in 10 Min. am Waldrande Pfad abwärts. Nach 4 Min. Strasse geradeaus aufwärts. (Links rot-blau-rot nach Forsthaus Rauschenburg.) In 5 Min. am Forsthaus Seelberg. Am Forsthaus vorbei, dann links in den Wald, und gleich rechts schöner Pfad bequem aufwärts. (Links blau-weiss-blau direkt nach Lichtenberg.) Nach 15 Min. bei Pfadteilung rechts. (Links auf den Seelkopf.) In 5 Min. auf der Höhe bei einer Bank schöner Blick auf Dorf und Ruine Lichtenberg. Von der Bank dem Pfad abwärts folgen. Nach 5 Min. bei Pfadteilung rechts abwärts. Quelle. In 7 Min. am Tierkirchlein (Ruine).

b) Tierkirchlein — Lichtenberg. 1 Std.

Wegezeichen: blauer Strich

Von der Ruine Pfad links aufwärts. (Rechts abwärts blau-gell-blau nach Rothbach.) In 5 Min. auf der Höhe und nun dem Pfad abwärts folgen. Schöner Blick auf Lichtenberg. Nach 8 Min. dem Fahrweg links im Brudertal eben folgen und nach weiteren 8 Min. rechts Pfad über den Bach, dann links Fahrweg weiter. Nach kurzer Zeit rechts Pfad aufwärts. Nach 15 Min. dem Karrenweg links folgend in 5 Min. an den Häusern von Champagne. Hier Karrenweg rechts aufwärts in 15 Min. nach Lichtenberg.

c) Lichtenberg — Wingen. $2\frac{3}{4}$ Std.

Wegezeichen: Rotes Rechteck, dann weisses Dreieck und vom Kindsbronnstadel bis zur Weinburger Höhe weisses Dreieck mit blauem Strich

Von der Ruine abwärts in den Ort und der Dorfstrasse links abwärts folgen. Beim Hôtel au Bœuf noir geradeaus weiter (links «blau-weiss-blau» über Forsthaus Seelberg nach Ingweiler, «blau» über das Tierkirchlein nach Ingweiler, und «weisses Dreieck» über Rothbach und Oberbronn nach Niederbronn). Nach 5 Min. bei Haus Nr. 37 links. Wegezeichen: rotes Rechteck und rot-weiss-rot. Nach einigen Schritten rechts Pfad über Felder. Bald im Wald und dem ebenen Pfad rechts folgen. Nach 5 Min. bei Teilung Pfad geradeaus weiter (links abwärts «rot-weiss-rot»

über Forsthaus Rauschenburg nach Ingweiler). Nach 5 Min. Fahrweg kreuzen und bald bei Pfadteilung links. Nach 5 Min. einige Fahrwege kreuzen und nach weiteren 5 Min. am Soldatengrab. Hier links Pfad in einigen Schritten auf die Strasse nach Wimmenau. Man kreuzt dieselbe und folgt der Strasse geradeaus eben, weisses Dreieck (links auf der Strasse führt rot-weiss-rot über den Hagelsberg nach Ingweiler). Bald am Forsthaus Büchsenberg vorbei. Nach 10 Min. bei Teilung der Strasse weiter folgen. (Links rotes Rechteck nach Wimmenau.) Nach 15 Min. eine Strasse kreuzen und gleich bei Teilung dem Karrenweg links eben folgen. Nach 10 Min. rechts Pfad aufwärts. Nach einigen Schritten zwei Fahrwege kreuzen, dann abwärts auf eine Fahrstrasse, welcher man rechts folgt. Nach einigen Schritten links Karrenweg (geradeaus auf der Strasse «rot-weiss-rot» nach Wildengut und Melch). Bald zwei Wege kreuzen und geradeaus aufwärts. Nach 10 Min. auf der Höhe bei Teilung Karrenweg links eben. Nach 5 Min. bei Teilung geradeaus und immer auf der Höhe bleiben. Bei Teilung Karrenweg geradeaus. Berg zur Linken. Nach 5 Min. Karrenweg rechts und nach weiteren 5 Min. Karrenweg kreuzen. Nach einigen Schritten Fahrweg kreuzen und Pfad links aufwärts. Nach 10 Min. bei Wegeteilung Karrenweg rechts aufwärts. Derselbe führt auf einen breiten Fahrweg, welchem man rechts folgt. Nach 5 Min. bei Teilung eben geradeaus und nach einigen Schritten im Kindsbronn-Sattel. Wegeteilungspunkt (links abwärts weisses Dreieck durch das Leimental nach Wingen). Hier einige Schritte rechts, dann Karrenweg aufwärts (rechts abwärts weisses Dreieck mit gelbem Strich nach Reipertsweiler). Bald bei Teilung links. Nach 5 Min. bei Teilung Karrenweg rechts aufwärts. Nach 5 Min. auf der Höhe Fahrweg geradeaus aufwärts und nach einigen Schritten bei Teilung links weiter. Nach wieder einigen Schritten Karrenweg links aufwärts. Derselbe führt bequem über die Weinburger Höhe und bietet schöne Aussichten. Nach 20 Min. bei Teilung Fahrweg links abwärts. Nach 5 Min. bei Teilung Fahrweg rechts abwärts. Bald bei Teilung der Strasse rechts folgen (von links kommt der direkte Weg: Kindsbronn-Sattel—Leimental «weisses Dreieck»). Nach 5 Min. bei Teilung der Strasse rechts weiter folgen und nach 2 Min. eine Strasse kreuzen. Hier Pfad rechts abwärts. Nach 5 Min. auf Pfad das Fischbachtal kreuzen. Auf der anderen Talseite bei Pfadteilung links aufwärts und einen Fahrweg kreuzen. Bald bei Teilung Fahrweg geradeaus. Nach 10 Min. links durch die Unterführung der Bahn und rechts in 5 Min. am Bahnhof Wingen.

Alfred Gaessler



Hôtels recommandés

Hôtel Bains de Buhl

Barr centre d'excursions; Mont Ste. Odile etc. etc.
Téléphone 70. 100 lits. Cuisine et cave renommées.
Mosser, propriétaire.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées.
„Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes
frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et
Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — 1^{re} Oberländer Weine —
Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.
Prop.: Xavier Baldenweck.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges.
Propriétaire: J. Lindecker.

Das vor dem Brande beliebte

Hotel Hanauer Weiher (Nord- vogesen) wiedereröffnet.

Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. - Aufmerksame
Bedienung. - Fremdenzimmer. - Pension. - Kahnfahrten.
Der neue Besitzer G. KUNDER.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion,
en auto, pour votre séjour, visitez
l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage.
Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander.
Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux
A proximité du Fleckenstein, Hohenburg
Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Re-
commandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Luftkurort LEMBERG (Nordvogeseu)

Hotel Heitzmann (Tel. 12). Angenehmer Ferienaufen-
halt, waldrreiche Umgebung. Speciali-
täten: selbstgezüchtete Forellen, Bauernschinken. Ermässigte
Preise. Besitzer L. Heitzmann, Küchenchef.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et
Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée
de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pen-
sion et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop.: Beyer.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach.
Déjeuners et Diners à toute heure.
Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine
renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle.
Electricité. Téléph. Prop.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Hôtel du Lac blanc

Altitude 1200 m.

Gare Hachimette-Orbey. Poste Orbey. Tél. Orbey No. 30.
Cures d'air. Sports d'hiver. Dernier confort. Pension
50 à 60 fr. Centre d'excursions. Ouvert toute l'année.

Albert Freppel, propr.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU
BAIN THERMAL.

Ferme Thierenbach :- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenhalt in gesunder Lage.
Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Téléph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

Café-Restaurant Terminus

Sarrequemines Avenue de la gare, recommande une cuisine de 1^{er} ordre et sa cave de meilleurs crus. — Boissons de premier choix. — Maison recommandée aux Gourmets et MM. les Voyageurs et Touristes. Le propriétaire: Ch. Karbe.

Pension - Nouvel Hôtel des Touristes

Villégiature Tannenkirch

Téléphone 1. Altitude 630 m.
se recommande aux familles pour un séjour agréable dans un air pur et fortifiant. Logements meublés avec cuisine à louer.

Hôtel-Restaurant Bellevue

Trois Epis Téléphone 9. Cuisine renommée. Pension. Chambres. Vins d'Alsace ouverts et en bouteilles. Prix modérés. Garage gratuit.

Ant. Grasser, chef de cuisine.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.

SANATORIUM GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren, Bäderbehandlung, natürliche und künstliche Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychotherapie). Keine Geistesranke. - Keine Lungenranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Niederbronn-les-Bains HOTEL MATTHIS

Téléphone No. 10

En face du Casino de la source et de l'Etablissement Thermal. Tout confort. Eau courante chaude et froide. Restaurant-Pension. Garage. Bains. — Prospectus sur demande. Ouvert Pâques-Novembre. Aug. Hueber-Matthis.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Communiquant avec le nouveau Etablissement des bains thermal. Grandes salles pour sociétés. Maison recommandée aux sociétés, voyageurs et touristes.

Propr.: J. Ph. Jund, chef de cuisine.

Hôtel Lenig-Weissler

Niederbronn-les-Bains à l'entrée de la promenade. Belles chambres. Restaurant-Pension. Cuisine et cave renommées. Grande salle recommandée aux sociétés et touristes. Eau courante, salle de bains, chauffage central. Téléphone No. 4. Propr.: René Lenig.

Hôtel du Cerf

Oberbronn cure d'air, à 3 km de Niederbronn-les-Bains. Arrêt des autos Niederbronn—Ingwiller. Grande salle et terrasse pour sociétés; vue splendide. Grande collection d'armes antiques. Cuisine et cave soignées. Chambre et Pension. Prix modérés. — Grosser Saal. Terrasse mit herrlicher Aussicht. Grosse Sammlungen von Waffen und Altertümern. Gute Küche, reine Weine. Zimmer und Pension. Propr.: Alfred Muller.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M. 30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air. 400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'excursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse

Téléphone 6399

Richtig

schneidern

nach Beyer-Schnitten

kochen

nach Beyer-Kochbänden

handarbeiten

nach Beyer-Handarbeitsbänden (alle Techniken)

 Immer gelingt's!



Neuigkeiten vom Büchermarkt.

Im Verlag J. Müller in München sind soeben erschienen: **Sunniva**. Eine Novelle von Sigrid Undset, übersetzt von Martha Näf. 80 S. und 9 Bilder in Kupfertiefdruck. Geschenkband Mk. 2.—

Die wundersame Legende der irischen Königstochter Sunniva wird hier in prachtvoller Anschaulichkeit geschildert. Grossartige Schilderungen nordischer Landschaft und kulturgeschichtliche Erinnerungen umrahmen die Erzählung; die ein Stück der grossen Vergangenheit des irischen Volkes zu machtvollm Leben erweckt.

Die Elendskerze. Eine Novelle von Johannes Schuck. 52 S. und 4 Bildern in Kupfertiefdruck. Geschenkband Mk. 1.80.

Wir erleben hier vom Hexenwahn aufgewühlte, kranke Zeit und darin die auf einer Chronik ruhende, ergreifende Opfergeschichte eines unschuldigen Mädchens. Voll düsterer Spannung steigert sich die Handlung bis zur tragischen Lösung.

Der Nussbaumer. Eine Novelle von F. Wimber-Pedit. 64 S. und 4 Bilder in Kupfertiefdruck. Geschenkband Mk. 2.—

Hier schenkt uns die grösste Tiroler Volksdichterin eine Erzählung aus dem Bauernleben. Harte Wirklichkeit mit all ihren seelischen Untergründen ist meisterhaft gestaltet. In schicksalhafter Tragik rollt das Geschehen dieser Kleinbauern und der sie umgebenden Natur mit ihrer elementaren Belebtheit ab.

Der Reiter im Morgenrot. Eine Novelle von Johannes Schuck. 80 S. und 6 Bilder in Kupfertiefdruck. Geschenkband Mk. 2.—

Diese Novelle spielt im siebenjährigen Krieg, ihre innere Lösung heisst: Der Sinn des Lebens ist die Liebe. Vor uns treten ein selbtherrlicher Vater und ein unbändiger Sohn, der, durch ein Kind gebändigt, in das Morgenrot eines neuen Lebens reiten will, dabei aber einen frühen Tod findet.

Blutrache. Eine Novelle von Anna Richli. 64 S. Geschenkband Mk. 2.—

In südlich glühenden Farben wird uns da ewig Menschliches und Göttliches ergreifend nahe gebracht. Im Hintergrund der Fabel sehen wir altspanische Reiter, die gegen den Halbmond kämpfen, hasserfüllte, ererbte Familienfeinden, Klosterhallen, duftende Rosensträucher und Palmen.

Familie Braun. Zehn bunte Bilder mit handgeschriebenen Verslein von J. Bohatta-Morpurgo. — Geschenkausstattung. Mk. 1.20.

Freud und Leid der Bärenfamilie im Wandel eines Jahres in Wort und Bild eindrucksvoll lebendig, dabei viel Humor und Sonne. Ein reizendes Geschenk für Kinder!

In den Wurzelstübchen. Zwölf bunte Bilder mit handgeschriebenen Verslein von J. Bohatta-Morpurgo. Geschenkausstattung Mk. 1.50.

Mit entzückender Anmut und Kindertümllichkeit weiss die Künstlerin in diesem Büchlein den Kleinen das Leben von Pflanze und Tier anschaulich und vertraut zu machen. Verse und Bilder sind voll zartem Humor.

Westermanns Monatshefte.

Im Februarheft von Westermanns Monatsheften schreibt D. Erich Carell über Kartelle, Monopole und freie Konkurrenzwirtschaft. Prof. Dr. Max J. Wolff behandelt das ungemein wichtige und zeitgemässe Thema «Siedlung und Aussiedlung». Unter verschiedenen feinen Abhandlungen heben wir besonders hervor «Rokoko auf der Strasse» von Prof. Dr. Max Eisler, «Richard Wagners Sturmjahre» von Dr. Anton Mayer, «Träumereien vom Münchner Fasching» von Franz Langheinrich, dann die Humoreske «Der Barschkopf» von Tornius und die Novelle «Grossvaters Bild» von Gustav Halm. Auch auf den Artikel von Ismar Lachmann «Frauen auf wissenschaftlichen Lehrstühlen» möchten wir besonders aufmerksam machen.

Unsere Leser erhalten durch ein Abkommen mit dem Verlag Georg Westermann in Braunschweig ein Probeheft dieser schönen Zeitschrift mit etwa 100 Seiten Text, 6 Kunstbeilagen und vielen ein- und buntfarbigen Bildern gegen Einsendung der Portogebühr von 30 Pfg. (auch Auslandsbriefmarken). Wir bitten, sich an den Verlag zu wenden.

Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband

Aus dem Inhalt:

Wilhelm Limper: Hymnus zu Ehren des heiligen Albert des Grossen — Ignaz Seipel †: Vom Schwerpunkt unserer Seelen — Ferdinand Kirnberger: Der Sinn der Stuttgarter Herbsttagung — Dietrich von Hildebrand: Die Stellung des Menschen zu Beruf und Arbeit im Sinne der Enzyklika «Rerum novarum» — Max Pribilla: Die Bedeutung der christlichen Einigungsbestrebungen — Lorenz Dürr: Die grossen Propheten und der moderne Mensch — Maria Fassbinder: Caritas Pirkheimer — Antonio Bergmann: Der Einfluss der Baukunst auf das Wesen des Menschen — Wilhelm Reinermann: Der Kampf gegen die Massenarbeitslosigkeit — Unsere Veröffentlichungen.

1932

Viertes Heft Oktober—Dezember Fünftes Jahr

Verlag Jos. Kösel & Friedr. Pustet, München

Verlagsort Kempten.

Dragés und Bonbonnières
Biscuits u. Desserts - Chocolats, Cacaos, Thés
zu Fabrikpreisen bei
DARSTEIN STRASBOURG
Jungferngasse 3

Lebensbilder elsässischer Katholiken

Herausgegeben von der Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte in Strassburg

Soeben erschienen:

Als fünfter Band

E. C. Scherer

Schwester Ignatia Sorth

und die Einführung der Barmherzigen Schwestern in Bayern

Zur Jahrhundertfeier der Barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhause zu München am 10. März 1932

DER GROSSE HERDER

12 Bände
u. 1 Welt- und
Wirtschaftsatlas

Wissen der Gegenwart
Fürs praktische
Leben
Rat und Führung
Für Geist und
Seele

Auskunft beim Buchhändler
oder bei Herder, Freiburg i.B.

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns. Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach